N° IV. 131.
Const. 24. b.
~~Misc.~~ ~~Bip.~~
56 H 10

Materialien.

Satis triumphat veritas, si apud paucos bonosque accepta; nec Indoles ejus est, placere multis.
Lips.

Joh. Theoph. Hoeffel.

Frankfurt und Leipzig,
bey Albrecht Friederich Bartholomäi.
1768.

Kurzer Vorbericht.

Ohngeachtet ich mich in Kriegsdiensten befinde, so bin ich doch von Jugend auf ein Freund der Wissenschaften gewesen. Seit einiger Zeit habe ich viele ledige Stunden, und ich bin doch ein Feind vom Müßiggange. Auf meine nothwendige Geschäfte verwende ich so viel Zeit, als solche erfordern, von dem sogenannten Zeitvertreibe, wie er jetzo Mode ist, bin ich kein Liebhaber; und also beschäftige ich mich in denjenigen Stunden, welche mein eigen sind, mit Lesen und Schreiben. Ich halte nicht dafür, daß dieser Zeitvertreib

einem Officier übel anstehe. Zuweilen fallen mir unter dem Lesen allerley Gedanken ein, denn ich denke auch, wenn ich lese, und diese schreibe ich öfters auf. Hier ist eine Probe davon.

Es ist heut zu Tage nichts neues mehr, Schriften zu sehen, welche von Officiers verfertiget worden, und sie sind auch gewiß nicht die schlechtesten. Man verwundert sich auch nicht mehr darüber, wenn ein Officier in den Wissenschaften nicht fremde ist, und diß ist ein Beweis mehr, daß wir viele Vorurtheile ablegen. Weil ich mich aber nicht zuviel auf meine Kräften verlasse, so habe ich mich nicht unterfangen wollen, ein eigenes Gebäude aufzuführen, wie so viele thun, welche ihre Kräften nicht kennen. Ich trage nur **Materialien** zusammen, welche vielleicht andern in Verfertigung eigener Gebäude nützlich seyn können.

Mit Betrachtungen über mein eigentliches Metier habe ich mich nicht aufgehalten. Es sind so viele gründliche Schriften über die Kriegskunst an das Licht getretten, es sind auch so viele ausschweifende Träume davon gedruckt worden, daß es schwehr fallen würde, wachend oder träumend etwas neues zu sagen. Die Erfahrung muß das übrige nothwendige lehren. Ich habe daher lieber andere Materialien gewählet, denn ich glaube nicht, daß ein Officier verbunden seye, sich auf sein eigentliches Metier einzuschrenken, und nach meiner Absicht war es nöthig, eine Verschiedenheit zu beobachten.

Liebhaber der Geschichte und der Religion werden, wie ich hoffe, manchmal etwas brauchbares antreffen. Wer allgemeine moralische Betrachtungen über die Sitten, über die gegenwärtige Sitten der Menschen liebet, kan die mora-

lischen Wochenschriften, von welchen zu unsern Zeiten ganz Deutschland über- schwemmet wird, nachschlagen. Von der Satyre bin ich kein Liebhaber, weil es außerordentlich schwehr ist, solche mit Auslassung aller besondere Personen ca- racterisirender Züge zu schreiben. Ueber dieses gehöret der Geist eines Swifts oder eines Rabners darzu. Diejenigen aber, die sich meiner Materialien bedie- nen wollen, werden doch zum wenigsten finden, daß allenthalben Wahrheit und Aufrichtigkeit darinnen herrschet.

Allen kan ich nicht gefallen. Er- halte ich aber nur den Beyfall einiger weniger vernünftigen Männer, so bin ich vergnügt. Denn meine Absicht war mit dem Terenz:

— — Placere bonis,

Et minime multos lædere.

Sollte ich aber auch gar keinen Beyfall erhalten, so werde ich mich deswegen

nicht

nicht kränken. Ich habe nur zu meinem Zeitvertreibe geschrieben, und bin nicht so stolz, mich, wie gewisse Leute thun, der Welt mit aller Gewalt für einen Schriftsteller aufdringen zu wollen, welcher etwas zu bedeuten hat. Dem Urtheile der Herren Kunstrichter unterwerfe ich mich willig. Wenn es unpartheyisch ist, wird es mir allezeit Nutzen bringen, ich mag gelobet oder getadelt werden.

Der Verfasser.

Verzeichniß der Stücke.

I. Aberglaube und Unglaube.
II. Richelieu und Mazarini.
III. Freyheit.
IV. Pachi = Curd.
V. Glück und Unglück.
VI. Friedrich.
VII. Vermischte Gedanken.
VIII. Andacht.
IX. Peter der Erste und Peter der Dritte.
X. Geistlicher Hochmuth.
XI. Vom Tode.
XII. Heinrich der Vierte.
XIII. Auferstehung.
XIV. Religion.
XV. Geschichte der Troglodyten.
XVI. Atheisten.
XVII. Selbstmord.
XVIII. Voltaire.
XIX. Allgemeiner Lebenslauf der Menschen.

I.

Aberglaube und Unglaube.

Der Aberglaube kann sich so leicht in Unglauben, und der Unglaube in Aberglauben verwandeln, daß ich beede mit Recht nebeneinandersetzen kann.

Ein Mensch, welcher nicht unterrichtet worden, wie er seine Vernunft wohl anwenden solle, kann leicht auf Aberglauben verfallen; aber es ist unbegreiflich, wie ein Mensch sich zu einem öffentlichen Vertheidiger des Unglaubens aufwerfen, und doch dabey unverschämter Weise vorgeben kann, er habe sich seiner Vernunft gebrauchen gelernet.

Es ist eine Schwachheit, alles zu glauben; und es ist eine Thorheit, nichts zu glauben.

Im Aberglauben auferzogen zu seyn, und sich von demselben, durch eigene Kräfte, ohne zeitliche Absichten, und ohne auf Atheisterey zu verfallen, loszureissen, ist eine der heldenmäßigsten Wirkungen der Vernunft; aber sich vom Unglauben zu befreyen, kostet keine Mühe: denn die ganze Natur beweiset das Daseyn GOttes, und seine göttliche Eigenschaften.

Præsentemque refert quælibet herba Deum.

Der Aberglaube hat entsetzliche Würkungen herfürgebracht, und der Unglaube würde noch schrecklichere verursachen, wenn ihm nicht die Hände gebunden würden.

Der Aberglaube ist eine lächerliche, der Unglaube aber eine gefährliche und schädliche Thorheit. Dem Abergläubigen muß man mit vernünftigen und gelinden Vorstellungen begegnen, wie einem Kinde; den Unglaubigen sollte man wie einen tollen Hund an Ketten legen und mit Ruthen streichen.

Oefters wurde ein gewisser Aberglaube durch die Staatsklugheit eingeführet, und es gehörte unter die Staatsgeheimnisse, das Volk darinne zu erhalten. Daher erfand man bey den Römern die ancylische Schilde, von welchen der wahre, dem Numa zu lieb, vom Himmel gefallen seyn sollte; daher kam die Verbergung des wahren Namens einer Stadt, damit man ihren Schutzgeist nicht zur Desertion verleiten sollte; daher entsprang das Palladium, und so viele

andre

andre dergleichen Dinge; daher kam endlich die Gewohnheit, die Bilder der Götter in Belagerungen an die Altäre anzufesseln, wie zu Tyrus. Welches Volk sollte nicht beherzt fechten, wenn es der Gegenwart seines Schutzgottes versichert ist?

Das übrige thaten die Priester hinzu; man erfand allerley aberglaubige Ceremonien; man erdichtete besondere Geheimnisse, welche niemand als Leuten, welche auf besondere Art waren eingeweihet worden, durften geoffenbaret werden; man verrichtete falsche Wunder, um den Pöbel im Schrecken, und in der Ehrerbietung gegen die Priester zu erhalten.

So war es bey den heidnischen Völkern der alten, und so ist es noch bey den Heiden neuerer Zeiten beschaffen. Aber wer hätte sich sollen träumen lassen, daß einmal Leute, welche sich für Nachfolger der Lehre JEsu ausgeben, vor alten Lumpen, oder halbverfaulten Knochen niederfallen, und solchen göttliche Ehre erzeigen würden?

Vielleicht war auch eine politische Absicht darunter verborgen, als man das Volk noch zu bereden suchte, durch die Berührung einer königlichen Hand, und die Aussprechung der Worte: Le Roi te touche, Dieu te guerit, könnten alle Arten von Kröpfen geheilet werden.

Der Aberglaube ist ein Kind der Dummheit. Aus dummem Aberglauben, wurde Vergilius vor einen Ketzer erklärt, und sollte den Scheiterhaufen besteigen, weil er behauptet hatte,

hatte, es gäbe Leute, welche uns die Füße zukehreten. Aus dummem Aberglauben, sollte zu den Zeiten des Jvan Basilowiz, der Medicus des englischen Gesandten in Moscau, ins Feuer geworfen werden, weil er eine Sonnenfinsterniß vorherverkündiget hatte. Ich will nicht entscheiden, bey welchem von diesen beeden Beyspielen sich die gröste Dummheit geäußert hat.

Der Aberglaube hat manchmal die nichtswürdigste Leute zu Heiligen gemacht; Beyspiele davon findet man in den Geschichten aller Religionen. Und nichts anders als dem dummen Aberglauben, bey Verehrung nichtswürdiger und lächerlicher Dinge, kan ich den Ursprung des italiänischen Sprichworts zuschreiben: Wer ein guter Christ seyn will, muß ein Narr seyn.

Um zu zeigen, auf was für lächerliche und thörichte Ausschweifungen der Aberglaube verfallen kan, will ich unter unzehlichen andern, nur eine Begebenheit anführen. So schreibt Misson in seinen Reisen im vierzehenden Briefe. Ich will seine Worte deutsch hersetzen. „Der Herr Montel, ein französischer Kaufmann, erzehlte mir folgendes: Man glaubet zu Verona veste, daß der Heiland, nach seinem Einzuge zu Jerusalem, der Eselin, auf welcher er geritten, völlige Freyheit ertheilet habe, hinzugehen, wohin sie wolle. Diese Eselin nahm sich vor, eine Seereise zu thun. Sie hatte, wie man sagt, kein Schif nöthig. Das flüßige Element wurde unter ihren Füßen so hart als Crystall. Also

nahm

nahm sie ihren Weg über Cypern, Rhodis, Candia, Malta, Sicilien, und langte endlich in den venetianischen Lagunen an. Hier gefiel ihr aber weder Luft noch Wasser, und sie gieng die Etsch hinauf nach Verona. Nach einigem Aufenthalt daselbst starb sie [1]). Die andächtige Veroneser sammelten ihre Ueberbleibsel sorgfältig, und verschloßen solche in den Bauch eines ausdrücklich dazu verfertigten hölzernen Esels, wo sie noch heut zu Tage, zur Erbauung andächtiger Leute verwahret werden. Dieses heilige Bild stehet in der Kirche unserer lieben Frau Orgel [2]) und vier der stärksten Mönche aus diesem Kloster tragen es alle Jahre drey oder viermal in einem öffentlichen Umgange auf ihren Schultern.„ Man setze zu dieser Geschichte das Crucifix in der Kirche der Maccabäer zu Cölln, welches eine Perücke träget, an welcher die Locken allezeit wieder wachsen, wenn man welche davon abgeschnitten hat, und sage mir alsdenn, ob etwas thörichter und lächerlicher seye, als der Aberglaube. Denn der Pöbel glaubt diese Possen, so veste als das Evangelium, welches ihm ohnehin beynahe gar nicht bekannt ist.

Ich wollte lieber ein Heer von Abergläubigen als von Unglaubigen anführen. Man mache jenen weiß, der Schutzheilige des Landes habe sich an der Spitze des Heeres sehen lassen; man

1) Ich lasse mit Vorbedacht die lächerliche Beschreibung weg, welche Misson von ihrem Absterben giebt.

2) A notre Dame des Orgues, sagt Misson.

man erdichte einen Traum, eine Erscheinung, und lasse solchen durch die Priester eine beliebige Erklärung geben; so werden sie Wunderdinge verrichten. Sylla wußte sich des Castor und Pollux, und der leonische König Pelagius, des Apostels Jacob, jener wider den Mithridates, dieser wider die Saracenen wohl zu bedienen; und der Castilische König Alphonsus erhielt durch eine vorgegebene Erscheinung im Jahr 1212. den beruffenen Sieg bey Ubeda. Ein Unglaubiger aber kan niemals beherzt fechten, denn er muß den Tod als das gröste Uebel ansehen, welches ihm zustossen kann.

Woher kam es, daß die Araber unter ihren Caliphen so erstaunliche Eroberungen machten? Blos daher, weil man sie überredete, sie stritten vor die Sache eines von GOtt unmittelbar gesendeten Propheten, und alle diejenige, welche auf der Wahlstatt blieben, würden von Stund an in das Paradies aufgenommen. Daher fechten auch noch heut zu Tage gewisse Völker so hartnäckig, weil man sie überredet hat, daß sie, ob sie gleich in einem fremden Lande todt blieben, doch in ihrem Vatterlande wiederauferstehen würden.

Wann der Aberglaube sich nicht so leicht der Gemüther der Menschen bemeistern könnte, so würden die Jesuiten niemals Herren von Paraguai worden seyn; und wenn der Unglaube nicht eine gleiche Gewalt hätte, so würden sie sich nicht unterstanden haben, die ganze Welt durch ihre abscheuliche Lehrsätze zu vergiften.

Wenn

Wenn es hingegen möglich ist, die unglückliche Indianer, von dem geistlichen und weltlichen Despotismus der Gesellschaft JEsu wieder zu befreyen; wenn es möglich ist, daß sie den Aberglauben, nach welchem sie bisher ihr ganzes Leben einrichten müssen, einsehen lernen: so wird es sehr leicht geschehen können, daß sie auf einen völligen Unglauben verfallen.

Vor diesem machte man dem Frauenzimmer den Vorwurf, daß es insbesondere zum Aberglauben geneigt seye: heutiges Tages haben es Voltaire und seine Anhänger dahin zu bringen gewußt, daß viele Frauenzimmer von einem gewissen Range, mit aller Gewalt Freygeister vorstellen wollen.

Es ist sehr schwer, wenn man unter dem Joche des Aberglaubens geseufzet hat, und endlich das Lächerliche desselben gewahr wird, sich nicht unter die Fahne des Unglaubens zu stellen. Das menschliche Gemüth ist so geartet, daß es immer gerne von einem äußersten auf das andere verfällt. Daher mag es vielleicht wohl herrühren, daß man in Italien so viele Atheisten finden solle. Großer Aberglaube und großer Unglaube finden sich immer nahe beyeinander.

Indessen ist doch ein Atheiste der größeste Thor. Ich kan nicht glauben, daß es würklich theoretische Atheisten gebe, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch auf eine solche Thorheit verfallen kann, ohne gänzlich seiner Vernunft beraubt zu seyn.

Aber nichts ist unvergeblicher, als wenn man sich bemühet, andere zur Gottesläugnung zu verführen. Denn, ist ein GOtt, so bemühet man sich ja gerade zu sie in das äußerste Verderben zu stürzen; ist kein GOtt, so beraubet man sie mit der grösten Grausamkeit alles Trostes, durch welchen sie sich die Bitterkeit dieses Lebens noch versüssen könnten, nämlich der Hofnung des Zukünftigen. Es ist also ein Beweis von einer mehr als teuflischen Bosheit.

Die wahre Ursache des Unglaubens ist die Strenge der christlichen Sittenlehre. Die Unbegreiflichkeit unserer Geheimnisse ist nur der Vorwand dazu. Man würde gerne glauben, wenn nur nicht mehr als ein todter Glaube zur Seeligkeit erfordert würde.

Von den Unglaubigen läßet sich im eigentlichen Verstande sagen: was der Herr von Haller von den Menschen überhaupt saget:

Unseelig Mittelding von Engeln und vom Vieh.
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.

Es ist eine Schwachheit des Verstandes, wenn man unzulänglichen Beweisen Glauben zustellet; es ist aber eine noch größere Schwachheit desselben, wenn man unumstößliche Beweise verwirft; und daher sind die sogenannte starke, in der That nur sehr schlechte, und kleine Geister.

Entweder haben die Unglaubige die Beweise für die Religion untersucht, oder sie haben solche nicht untersucht. Ist das erste, so sind sie entweder sehr dumm oder sehr lasterhaft, daß sie die Stärke derselben nicht einsehen können, oder nicht einsehen wollen. Ist das andere, so sind sie Thoren, daß sie eine Meinung ohne weitere Untersuchung annehmen, welche so entsetzliche Folgen haben kann.

Ich habe zuweilen witzige Freygeister mit klugen Gottesgelehrten wegen der Religion streiten hören. Wenn mich nicht eine mitleidige Bewegung zurückgehalten hätte, so würde ich laut über sie gelacht haben. Es kam mir nicht anders für, als wenn ein ungelehrtes Frauenzimmer die Unmöglichkeit der Antipoden gegen einem erfahrnen Erdbeschreiber hätte behaupten wollen.

So gar die Atheisterey hat ihre Fanaticker. Vanini kan zum Beweise dienen. Denn die richtige Beschreibung des Fanaticismus bestehet darinnen, daß er ein rasender Eifer vor thörichte Meinungen ist. Wenn die Schwärmer überhaupt die hassenswürdigste und verächtlichste von allen Menschen sind, was kan man von Atheistischen Schwärmern denken?

Der Aberglaube hat die Menschen verführet, falsche Wunderwerke für wahre anzunehmen; der Unglaube verleitet sie, wahre Wunderwerke

als falſche zu verwerfen. Beedes iſt der Religion höchſtſchädlich. Daher ſollten ſich vernünftige Weltweiſe und Gottesgelehrte um die Wette dahin beſtreben, ſo wohl den Aberglauben als den Unglauben auszurotten, anſtatt daß ſie ihre ganze Lebenszeit mit Streitigkeiten über Dinge, welche kein eingeſchrenkter Verſtand jemals begreifen wird, zubringen.

Mit einem Worte: Aberglaube und Unglaube ſind beede der geſunden Vernunft ſo zuwider, daß niemand als unvernünftige Leute ſich davon einnehmen laſſen können. Die Unglaubige eben ſowohl als die Aberglaubige müſſen nothwendig ſchwache und kleine Geiſter ſeyn, ohngeachtet ſich die erſtere mit dem prächtigen Namen der Esſprits Forts zu bedecken ſuchen.

II.

Richelieu und Mazarini.

Richelieu war ein Fuchs in einer Löwenhaut; Mazarini ein Wolf in einem Schaafsbelze. Jener unterstützte seine Anschläge durch alle mögliche Gewaltthaten; dieser schmeichelte so lange, bis er diejenige, welche ihm zuwider waren, so nahe zu sich gelocket hatte, daß er sie zerreissen konnte. Jener bezwang die Hugenotten durch seine Macht, dieser unterdrückte die Prinzen vom Geblüte durch heimliche Intrigungen: beede verfuhren ihrem National Caracter gemäs, der eine war ein Franzose, der andere ein Italiäner.

Richelieu demüthigte Frankreichs Feinde von außen, und legte den Grund zum Despotismus von innen; Mazarini brachte die innerliche Verfassung völlig zu stande, und beede zusammen die gallische Macht auf den höchsten Gipfel. Ohnstreitig waren beede große Staatsbediente, aber doch ist ihnen, meines Erachtens, ein Le Fort, welcher die Russen zu Menschen machte, weit vorzuziehen. Einem Volke, welches schon gesittet, und dabey von Natur veränderlich ist, andere Gedanken, andere Grundsätze beyzubringen, ist ohne Zweifel viel leichter, als Bären in gesittete Menschen zu verwandeln.

Richelieu bemühete sich beständig, den Frieden zu verhindern; Mazarini wendete alle Mühe an, solchen zuwege zu bringen. Beede handelten nach ihren Absichten, jener wollte Frankreich außerhalb seiner Gränzen, dieser aber innerhalb derselben großmachen.

Richelieu unterhielt eine große Menge Kundschafter, und rühmte sich öffentlich, er wisse so gar, was die Stadthalter der Provinzen für Träume gehabt hätten; Mazarini wußte es eben so wohl, aber er that nicht groß damit.

Richelieu verfolgte die Mutter Ludwigs des dreyzehenden, und verjagte sie endlich gänzlich aus dem Reiche, weil sie eben so herrschsüchtig war als er. Mazarini unterhielt beständig ein gutes Verständniß mit der Mutter Ludwigs des vierzehenden, weil sie sich durch seine Schmeicheleyen nach seinem Willen lenken ließ.

Folgende Begebenheit sehe ich allezeit als einen Beweis von der großen Gegenwärtigkeit des Geistes des Cardinals von Richelieu an. Der König befand sich nebst dem Cardinal auf einem Balle. Diesem letztern wurde die Zeit zu lang, ehe sich der König wegbegab, und doch durfte er sich nicht vor demselben entfernen. Er wurde ungedultig, und als endlich der König gehen wollte, drängte er sich in der Eile gerade vor denselben hin. Der König bemerkte seine Eilfertigkeit, blieb stehen, und sagte: Passez, Monsieur Le Cardinal, Vous etes le maitre.

Sogleich

Sogleich nahm Richelieu, ohne zu antworten, einem Pagen das Licht aus der Hand, und leuchtete ganz ernsthaft dem Könige die Treppe hinunter.

Er pflegte zu sagen: Wenn sich die Könige zu fürchten wüßten, so könnten sie allezeit in Sicherheit leben. Aber sobald sie sich einbildeten, vollkommen sicher zu seyn, so seyen sie dem Untergange nahe.

Richelieu konnte sich nicht mäßigen. Es sollte sich alles vor ihm beugen oder brechen. Er war im höchsten Grade hitzig. Daher entstanden die Händel mit dem Grafen von Soissons, einem eben so hitzigen Kopfe, welchem er seine Nichte die Combalet mit Gewalt zur Gemahlin aufdringen wollte, ohngeachtet der Graf den ersten Unterhändler bereits mit Ohrfeigen belohnet hatte. Mazarini hätte durch seine italiänische Streiche die Heyrath gewiß zu stande gebracht.

Die drey Hauptleidenschaften des Cardinals von Richelieu waren Liebe, Ehrgeiz, und Rachbegierde. Mazarini aber wußte sich so wohl zu verstellen, daß kein Mensch gewahr werden konnte, ob er eine herrschende Leidenschaft habe oder nicht. Dennoch war er so rachgierig als Richelieu. Aber dieser vollzog seine Rache öffentlich, um zu zeigen, daß er sich vor niemand fürchte, und um seiner Macht ein größeres Ansehen zu geben; da hingegen Mazarini seine Feinde, nach Art der Italiäner, heimlich aus dem Wege räumte.

Der Herzog von Guise, der Herzog von Montmorency, und der Marschall von Bassompierre vereinigten sich, den Cardinal von Richelieu zu stürzen. Sie giengen miteinander zu Rathe, was man mit ihm anfangen sollte, wenn sie ihren Anschlag ausgeführet hätten. Der erste sagte: man müsse ihn aus dem Reiche verbannen, und nach Rom schicken; der andere wollte, man sollte ihn des Lebens berauben; und der dritte rieth, man solle ihn, so lang er lebte, in die Bastille einsperren. Richelieu erfuhr ihre Anschläge, kam ihnen zuvor, und übte seine Rache vollkommen nach dem Wiedervergeltungsrechte aus. Guise wurde nach Rom verbannet, Montmorency verlohr den Kopf, und Bassompierre mußte bis zum Tode des Cardinals in der Bastille sitzen.

Es war, als ob sich Richelieu bestrebte, alle hohe Kriegsbedienungen in geistliche Hände zu spielen, so wie er sich selbst zum Generalissimus aufwarf. Folgende fliegende Verse, welche bey seinem Leben verfertiget worden, können davon zeugen.

Un Archevêque est Amiral;
Un gros Evêque est General;
Un Prêlat preside aux Frontieres;
Un autre a des Troupes Guerrieres;
Un Capucin pense aux Combats;
Un Cardinal a des Soldats;
Un autre est Generalissime:
Mais, France, je crois qu'ici bas,

Ton

Ton Eglise si magnanime,
Milite & ne triomphe pas.

Die Geschichte der damaligen Zeiten nennet uns alle die Personen, von welchen die Rede ist.

Richelieu suchte durch alle mögliche Gewaltthaten die Stelle eines ersten Ministers zu erlangen; Mazarini erhielt diese Stelle durch Schmeicheley, Vorstellung und demüthiges Bezeugen. Der erste war listig, geizig, gewaltsam und rachgierig: der andere noch listiger, zurückhaltend, schmeichelhaft, falsch, und wollte immer das Ansehen haben, als ob ihm nichts mehr zuwider wäre, als Gewaltthätigkeit und Rachbegierde. Richelieu sagte selbst, wenn er auch den Teufel betriegen wollte, so wüßte er keinen geschicktern Mann dazu zu finden, als den Mazarini.

Der erste gab sich alle Mühe, die ganze Welt zu überzeugen, daß die höchste Gewalt würklich in seinen Händen stehe, und alles auf ihn allein ankomme; der andere bemühete sich aus allen Kräften, daß man dergleichen Gedanken nicht von ihm hegen sollte. Jener diente seinem Könige, um sich selbst groß, dieser, um sich selbst reich zu machen.

Mit welchem Eifer übrigens Richelieu vor das Wohl des Königreichs besorgt war, erhellet auch daraus, daß er seinem lieben Pater Joseph, welcher bereits in letzten Zügen lage, nach erhaltener Nachricht von der Eroberung Brey-

sachs, noch in die Ohren schrie: Courage, mon Pere, Brisac est à Nous. Was für ein kräftiger Trost für einen Sterbenden!

Es würde schwer fallen, zu entscheiden, welcher von beeden der gröste Staatsminister gewesen ist, wenn man nicht dem Cardinal Mazarini deswegen den Vorzug einräumen will, weil er ein Ausländer war, und sich dem ohngeachtet, allen Cabalen der Nation zuwider, in seinem Posten bis an sein Ende zu behaupten wußte.

III.

Freyheit.

Freyheit ist die Seele der Staaten; wo keine Freyheit ist, werden weder die Handlung, noch Künste und Wissenschaften jemahls in einen blühenden Stand kommen. Wo unter dem Deckmantel der Religion und der Staatsklugheit seine Gedanken frey zu eröfnen verboten ist, da werden wenig neue Entdeckungen gemacht werden.

Freyheit ist aber auch der Wahlspruch und das ewige Geschwätze aller Republikaner, und sie leben doch in einer eben so großen Sclaverey als irgend ein Volk, welches jemals von einem Monarchen beherrschet worden.

Die Bürger eines monarchischen Staates, in welchem, durch weise Gesetze, der Tyranney die Macht benommen ist, Schaden anzurichten, genießen würklich einer hundertmal größern Freyheit, als ein so genannter freyer Staat, welcher in der That von hundert kleinen Tyrannen beherrschet wird.

Keine Staaten prahlen mehr mit ihrer Freyheit, als die Holländer, die Venetianer und die Schweizer, und alle drey haben wenig Recht

dazu. Ihre Freyheit bestehet nur in der Einbildung, und sie erhalten sich allein durch die Eifersucht ihrer Nachbarn untereinander.

Diese Völker sind viel grössere Sclaven ihrer Gebieter, als diejenige, welche von einem Souverain regieret werden, und den Befehlen eines einigen Oberhauptes gehorchen, und doch setzet sich ein jeder republikarischer Bauer in den Kopf, er seye ein kleiner König.

Nirgends ist solches leichter zu bemerken, als in den vereinigten Niederlanden. Wir sind Herren, spricht der Bürger, wir bezahlen die Magistratspersonen, wir bezahlen den Kriegsstaat, wir bezahlen sogar die Generalstaaten selbst. Gut, meine Herren, bezahlet nur, und bleibet hernach in eurer Einbildung so frey als ihr selber wollet.

Es ist mir kein Land bekannt, wo das gemeine Volk mehr mit Abgaben beschweret ist, als in Holland. Dem ohngeachtet spricht der Bürger und der Bauer von nichts als Freyheit. Der Ueberfluß an Gelde macht, daß der Holländer der übermäßigen Abgaben, welche er zu bezahlen gezwungen ist, nicht gewahr wird.

Ueberdies lässet man dem gemeinen Manne die Freyheit, seine Zunge zu gebrauchen, wie er will. Er tadelt die Aufführung der Regenten mit der grösten Frechheit, und diese thun dem ohngeachtet, was sie wollen. Mit der Zunge thut der Pöbel keinen Schaden, will man ihm

aber die Freyheit zu reden benehmen, so schreitet er zu Thätlichkeiten.

Wenn die Generalstaaten nur den Frieden zu erhalten suchen, damit die Handlung in blühendem Zustande bleibt, so mögen sie unter diesem Vorwande so viel Auflagen machen, als sie wollen, das Volk wird nie darwider murren. Aber der außerordentlichen Abgaben zum Kriege sind sie bald müde, es seye denn, daß man ihnen in den Kopf setzen kann, solcher werde zur Vertheidigung ihrer Freyheit geführet. In diesem Vorurtheil bezahlen sie ohne Murren, was man von ihnen verlangt.

Der holländische Bürger oder Bauer sieht es als ein Zeichen seiner Freyheit an, daß er mit dem Hute auf dem Kopf mit seinem Bürgermeister, so wie der Grand von Spanien mit seinem Könige reden darf. Läßet man nur äußerlich keinen Hochmuth gegen ihn blicken, oder thut, als ob man sich einbildete, einen Vorzug vor ihm zu haben, so ist er mit allem zufrieden. König Wilhelm der dritte von Engelland, wird deswegen noch jetzo von dem gemeinen Volke bis in den Himmel erhoben, weil er sich zuweilen auf Reisen, bis die Pferde gewechselt wurden, zu den Bauren vor das Feuer setzte, und sich mit ihnen in ein Gespräch einließ. Dies machte, daß das Volk Gut und Blut vor ihn aufgeopfert hätte. Er herrschte als Stadthalter unumschränkt über die Holländer, und in Engelland, wo er den Namen eines Königs führte,

hatte

hatte er kaum so viel zu sagen, als ein Stadthalter.

Wofern man sich durch eine solche Aufführung der Gemüther des Volkes zu bemeistern weiß, ihnen von nichts als Freyheit vorschwätzet, und sich keinen Vorzug herausnimmt; so macht man sich in der That die Holländer zu Sclaven, und kan alles von ihnen erhalten, was man will, und dieses wissen die Regenten des Landes wohl.

Es haben sich viele Ausländer über den Geiz, die Grobheit, und andere Dinge bey dem Umgange mit Holländern beschweret. Was den Geiz betrift, so geschieht ihnen unrecht; man findet mehr großmüthige Seelen unter den Holländern als unter vielen andern Nationen. In Ansehung der Grobheit muß man sagen, daß Leute, welche so sprechen, die Nation nicht kennen. Eine eingebildete Freyheit ist ihr Abgott. Daher werden sie gegen einen Ausländer niemals Complimenten machen, und wer sie kennet, machet auch keine gegen ihnen. Denn eine solche Aufführung gefället ihnen am besten; der Holländer liebet nichts gezwungenes oder affectirtes.

Die Venetianer prahlen mit ihrer Freyheit, und sind so vielen Tyrannen unterworfen, als es Nobili di Venetia giebt. Kein monarchischer Staat erhält das Volk in einer solchen Sclaverey, wie die Republik Venedig. Wer daran zweifelt, betrachte nur ihre Inquisitore

del

del Stato, und ihre so ungerechte als grausame Denuntie Secrete.

Der Venetianer bildet sich ein, der freyeste Mann von der Welt zu seyn, so bald er eine Masque vor dem Gesicht hat. Er bildet sich ein, die Freyheit bestehe darinne, daß man Erlaubniß hat, sich zur Zeit des Carnevals einem Narren gleich zu stellen.

Die Freyheit der Venetianer bestehet darinne: Mischet euch in keine Staatssachen, ja redet nicht einmal davon. Begehet kein Verbrechen, welches die Verfolgung der Justiz nach sich ziehen kann. Im übrigen thut, was ihr wollet. Aber so verhält es sich in allen Staaten.

Niemand geniesset zu Venedig einer völligen Freyheit, als die öffentliche Huren.

Die Schweitzer bilden sich ein, eine ehrwürdige Abbildung ihrer Freyheit zu erblicken, wenn sie ihre Magistratspersonen in der alt schweitzerischen Tracht vor Augen haben. Sie glauben noch in Werner Stauffachers Zeiten zu leben. Allein sie irren sich sehr. Die ansehnlichste Familien bemeistern sich nach und nach der Regierung gänzlich, und in einigen vormahls democratischen Cantons herrschet würklich eine vollkommene Aristocratie.

Ein Beyspiel, daß die Regierung nur bey einigen Familien beruhe, hat uns der Canton Bern vor einigen Jahren geliefert. Aus eben diesem

diesem Beyspiel kan man lernen, wie weit sich die schweitzerische Freyheit erstrecke. Ein jeder wird sich in Zukunft wohl dafür in acht nehmen, seinen Kopf auf einem Blutgerüste zu verlieren, und die berühmte Patriotische Gesellschaft zu Schinznach wird, ohngeachtet ihres Patriotismus, wohl am wenigsten an die Herstellung der alten Freyheit gedenken.

Alle freye Staaten sind dem Untergang nahe, so bald durch den Ueberfluß, Verschwendung und Pracht darinne einreissen. Venedig hat seine Regierungsform bereits zwölfmal verändert, und mit der Schweitz und den vereinigten Niederlanden wird es wohl nicht anders gehen.

Die Zeiten sind nicht mehr, da die Abgeordnete zu der Versammlung der Generalstaaten zu Fuß nach dem Haag giengen, und ihre Lebensmittel auf ihrem Rücken trugen. Prinz Moriz von Oranien fuhr einmal mit dem in der Bataille bey Nieupoort gefangenen Amirante von Castilien im Haag spatziren, und sahe einige von diesen Abgeordneten auf dem Grase sitzen, wo sie ihre Mahlzeit hielten. Der Prinz machte ihnen ein sehr tiefes Compliment, und als ihn der stolze Spanier voll Verwunderung fragte, was dieses für Leute seyen, welchen er mit so vieler Ehrerbietung begegnete, so antwortete der Prinz ganz kaltsinnig: Es sind meine Herren. Sind dies ihre Herren, erwiederte der Amirante, so will ich meinem Könige rathen, so bald als möglich, Friede zu machen: denn Leute, welche solche Herren haben, sind unüberwindlich.

Diese

Diese Zeiten sind nicht mehr. Durch den Ueberfluß ist die Wollust eingerissen, und wo diese die Oberhand bekömmt, ist der Untergang des Staates vor der Thüre. Die Beyspiele, welche man in der alten und neuen Geschichte findet, lehren solches genugsam. Man darf nur die Geschichte der Römer betrachten.

Es ist wahr, das gemeine Volk in den Alpen lebet noch heut zu Tage rauh und hart genug. Allein man gehe in die Zimmer der Grossen, und betrachte, wie alles mit Kostbarkeiten angefüllet ist. Man betrachte ihre verschwenderische und wollüstige Lebensart, und sage mir, ob sie noch die einfältige und tugendhafte Sitten der alten Helvetier an sich haben.

So bald die Laster, deren ich gedacht habe, einreissen, so bald wird ein Volk weibisch und weichlich; und so bald dieses geschiehet, fällt ein freyes Volk in eine gewisse Art der Auszehrung, welche ihm endlich den Garaus macht.

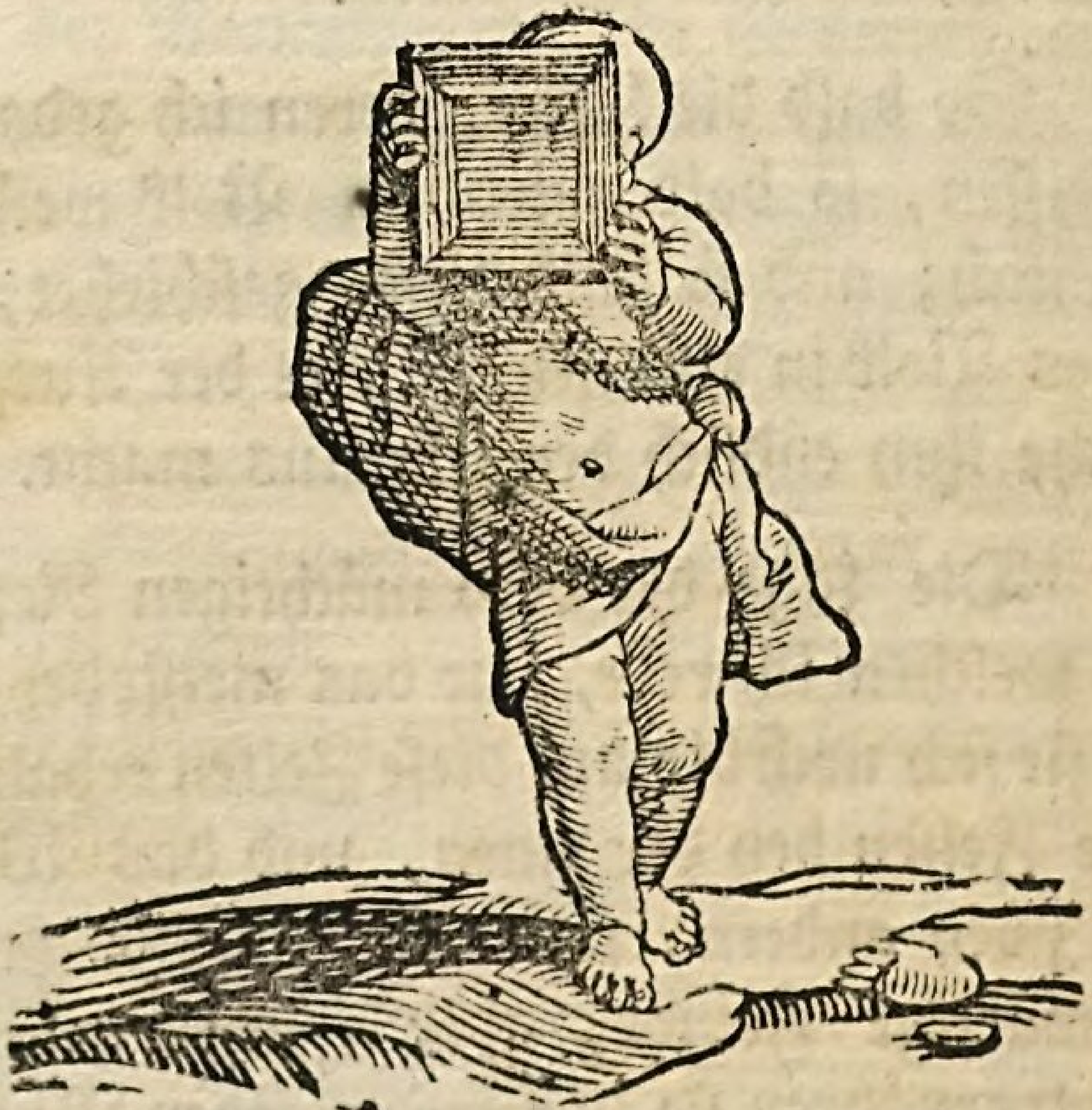
Die Lage der drey mächtigen Republiken, von welchen ich rede, hat das meiste beygetragen, daß sie sich noch bis auf diese Zeiten erhalten. Die hohe Felsen bey der einen, und das Wasser bey den zwey andern, sind gute Schutzwehren gegen auswärtige Feinde, aber ihren gefährlichsten Feind ernähren sie in ihrem eigenen Busen.

Keine Republik wird sich länger erhalten, als die kleine Republik San Marino. Sie ist zu klein, als daß man sich um sie bekümmern sollte;

Sie verursachet bey ihren Nachbarn weder Neid noch Eifersucht.

Die Freyheit ist das edelste Vorrecht des Menschen; wer seinen Mitbürger deren beraubet, ist ein Tyrann, er mag sich hernach einen Namen geben, wie er will, und sollte er sich gar, gleich Crowelln, einen Beschützer nennen lassen.

Dasjenige Volk ist gemeiniglich in der That am wenigsten frey, welches sich am meisten seiner Freyheit rühmet.



IV.

Pachi = Curd.

Es giebt Helden unter allen Völkern, und wir bekümmern uns gemeiniglich wenig um Nachrichten von denjenigen, welche unter, von uns so genannten barbarischen Nationen, geblühet haben. Sie verdienten aber eben so wohl der Vergessenheit entrissen zu werden, als die alte griechische und römische Helden, und ihre Thaten gereichen so wohl zur Ehre der Menschheit, als zur Verherrlichung der Tugend. Ich will hier einen auf den Schauplatz führen, welcher wenigen bekannt ist.

Pachi-Curd wurde im Jahr 1610. von circassischen Eltern gebohren, und in einer an dem Einflusse des Dniepers gelegenen Seestadt auferzogen. Sein Vater war ein ansehnlicher Befehlshaber unter den Circassiern, aber durch viele Verwundungen außer Stand gesetzt, ihren kriegerischen Unternehmungen ferner beyzuwohnen. Er wendete also alle seine Sorge auf seinen Sohn, und brachte solchem eine Wissenschaft von allen bey den Circassiern gewöhnlichen Kriegsübungen bey, und erzehlte ihm in müßigen Stunden alle diejenigen Unternehmungen ausführlich, bey welchen er sich selbst befunden hatte.

Das feurige Gemüth des Pachi-Curd konnte bey einem solchen Unterrichte nicht lange ruhig bleiben. Er hörte alles, was ihm sein Vater erzehlte, mit der äußersten Aufmerksamkeit an, und brennte vor Begierde, sich bald von Hause entfernen zu können. Sein Vater hielt ihn für noch viel zu jung, als daß er ihn den Beschwerlichkeiten einer fernen Reise oder gar des Krieges hätte aussetzen sollen. Zudeme besaß er einen so ansehnlichen Reichthum, daß sein Sohn gar nicht nöthig hatte, sein Glück bey Fremden zu suchen.

Allein nichts konnte den jungen und feurigen Pachi-Curd zurückhalten. Als er das vierzehende Jahr erreicht hatte, begab er sich, ohne seinen Eltern etwas davon zu sagen, an den Bord eines cosakischen Schiffes, welches fertig lag, von Balaclay [3]) unter Seegel zu gehen. Er entwendete seinem Vater eine ganz geringe Summe an Geld, um sich nicht mit ledigen Händen unter fremde zu wagen, da er solchem sein Vorhaben nicht entdecken durfte, weil er ihn ganz gewis davon abgehalten haben würde. Aber hernach ersetzte er seinem Vater diese kleine Summe tausendfach. Auf diese Art kam er nach Podolien, und ein gewisser Kaufmann, welcher sich aus seiner Gesichtsbildung viel Gutes versprach, nahm ihn zu sich.

Bey

3) Dies ist eine Seestadt am Einfluß des Dnieprs, wo Pachi-Curd erzogen wurde. Man findet sie auf des de L'Ißle Karte von der Ukraine.

Bey diesem verhielt er sich so wohl, und dem Vertrauen, welches der Kaufmann auf ihn gesetzt hatte, so gemäs, daß ihn solcher als seinen Factor nach Constantinopel schickte. Nach seiner Zurückkunft vertrauten ihm noch verschiedene andere Kaufleute ihre Waaren an, und schickten ihn damit nach Caffa, und in andere Seehäfen des schwarzen Meeres.

Bey diesen Verrichtungen zeigte er so viel Klugheit, daß sein Ruhm täglich zunahm. Er wurde in allen Handelsplätzen bekannt, und die Hochachtung, welche man für ihn hatte, stieg so hoch, daß ihm die Kaufleute aus der Ukraine und aus Podolien, um die Wette ihre Güter anvertrauten. Oefters gieng er mit zwanzig und mehr Schiffen unter Seegel, mit deren Ladung er nach Gutdünken verfahren konnte. Bey dieser Beschäftigung erwarb er einen so ansehnlichen Reichthum, daß er für sich selbst eine wichtige Handlung errichten konnte, und nun fieng er an, den Grund zu seinem großen Vorhaben zu legen. Seine Gemüthsbeschaffenheit war viel zu lebhaft und unruhig, als daß er langsame Wege, ein großes Glück zu machen, hätte einschlagen sollen.

Es ereigneten sich gewisse Umstände, welche seine Anschläge begünstigten. Es kam nämlich zu einem Kriege zwischen den Mingreliern und seinen Landsleuten den Circassiern. Dieses geschahe im Jahr 1642. Pachi-Curd, welcher auf Mittel dachte, sich berühmt zu machen,

hielt sich dazumal zu Isgaou einer circassischen Seestadt auf. Er gab auf alles genau acht, und bemühete sich nunmehr nur große Summen zusammen zu bringen. Dies gelang ihm. Sein Credit war auf dem höchsten Gipfel, und es kostete ihn keine weitere Mühe, als Wechselbriefe auszustellen. Die Mingrelier erschienen bereits mit einer Flotte in der See, welche die circassische Küsten in Schrecken setzte; und nun überschickte er seinem Vater, welcher dazumal einige Meilen weiter in das Land hinein wohnte, alle sein Geld, seine Edelgesteine, seine reiche Zeuge, und alle seine kostbare Kaufmannswaaren. Zwey Tage darauf landeten die Mingrelier bey Isgaou, plünderten diesen Ort, und kehrten mit zweytausend Gefangenen nach ihren Schiffen zurück.

Pachi-Curd hatte sich bereits zu seinem Vater in Sicherheit begeben, und fieng an seinen Landsleuten den erlittenen Schimpf vorzustellen, und sie zur Rache aufzumuntern. Sein Vater, welcher noch in großem Ansehen stand, unterstützte ihn. Viertausend Circassier unterwarfen sich ihm, und er versprach ihnen, die Ehre ihres Vaterlandes wiederherzustellen. Er fieng an das schwarze Meer unsicher zu machen, und nahm, ohne Unterschied der Nationen, alle Schiffe weg, welche ihm aufstiessen. Nur diejenige wurden verschonet, welche den Kaufleuten gehörten, welche ihm Geld vorgeschossen hatten. Das Gerüchte von seiner Freygebigkeit, seiner

Tapfer-

Tapferkeit, und dem Glücke, welches beständig seine Unternehmungen begleitete, breitete sich geschwind in den benachbarten Ländern aus. Alle Circassier bestrebten sich in die Wette, unter ihm zu dienen. In kurzer Zeit sahe er eine der ansehnlichsten Flotten unter seinem Befehl. Er suchte damit die mingrelische Flotte auf, grief sie an, schlug sie, richtete sie bey nahe gänzlich zu Grunde, und rächete sich also wegen der seinem Vaterlande erwiesenen Beschimpfung vollkommen.

Kurz darauf baten die Mingrelier um Friede. Er wurde ihnen verwilliget, und Pachi-Curd wurde zum Anführer beeder Völker, in dem Kriege, welchen sie wider die donischen Cosaken unternahmen, erkläret. Er trieb die Cosaken in kurzer Zeit dergestalt in die Enge, daß sie einen Waffenstillstand verlangten. Während demselben wußte sich Pachi-Curd so staatsklug aufzuführen, daß er im Jahr 1644. endlich einmüthig zum Oberhaupte dieser drey Völker erwählet wurde.

Er blieb hierauf ein Jahr ruhig, und machte die Zubereitungen zu seinem großen Vorhaben. Dies war nichts geringers, als eine neue Monarchie an den Ufern des schwarzen Meeres zu errichten, und sich zum ersten unumschränkten Beherrscher derselben zu machen. Pachi-Curd überhäufte seine neue Unterthanen mit Wohlthaten. Er war eifrig in Handhabung der Gerechtigkeit, führte eine genaue Kriegszucht unter

 diesen

diesen ungezähmten Völkern ein, versahe sich mit Gewehr und allem Kriegsvorrathe, und hatte eine Menge Schiffe auf dem Don, dem Nieper, und dem schwarzen Meere fertig liegen. Ich hatte vergessen zu sagen, daß er alle von ihm aufgenommene Summen richtig wieder bezahlte, und noch mit reichlichen Geschenken begleitete. Und nunmehr beeiferten sich diese Kaufleute, wer von ihnen ihm, wenn er es verlangte, neue und noch größere Summen vorstrecken sollte, als die vorigen gewesen waren.

Im Jahr 1645. fieng Pachi-Curd hin und wieder an den polnischen Gränzen zu streifen an. Die Pohlen, welche mit Moscau Krieg führten, und gewöhnlicher Weise unter sich selbst uneinig waren, thaten ihm die vortheilhafteste Vorschläge, wenn er sie mit Ruhe lassen, und seine Waffen wider die Türken wenden wollte. Dies leztere war ohnehin seine Absicht, er wollte nur zuvor einen Versuch thun, was er von den Pohlen zu gewarten hätte. Die Hauptbedingung des mit ihnen eingegangenen Vergleichs war die völlige Freyheit der donischen Cosaken.

Nunmehr wendete sich mein Held wider die Türken, und schickte im Jahr 1646. einen Abgeordneten an den Bassa von Bender, welchem er den Krieg ankündigen ließ, woferne die Hohe Pforte nicht alle drey ihm unterworffene Völker für unabhängig und frey erklärte. Der Bassa berichtete diesen Antrag dem Großherrn. Man lachte zu Constantinopel über die Kühnheit

dieser Fliege, wie man den Pachi-Curd nennte, und der Bassa von Bender erhielt Befehl, diese Straßenräuber zu demüthigen, und ihren Anführer in Fesseln nach Constantinopel zu schicken. Murat Bassa gieng mit der gänzlichen Ueberzeugung zu Felde, den ihn aufgetragenen Befehl glücklich auszuführen. Allein seine Feinde hatten kriegen gelernet. Er wurde von Pachi-Curd angegriffen; die Ottomannen verlohren zehentausend Mann, und Murat selbst blieb auf dem Platze.

Der Ueberwinder zog sich nach diesem Siege ganz ruhig zurücke, wollte den ihm aufgetragenen königlichen Titel nicht annehmen, beschäftigte sich mit der bürgerlichen Einrichtung seiner Völker, und verbesserte seine Seemacht mit unermüdetem Eifer: als er berichtet wurde, daß der neue Bassa von Bender, Kerker Hassan, mit vierzigtausend Mann wider ihn im Anzug seye. Er zog in der Eile ohngefähr achtzehntausend Cosaken und Circassier zusammen, gieng ihm herzhaft entgegen, und schlug ihn dergestalt, daß Hassan mehr als die Hälfte seiner Armee verlohr, und sich mit genauer Noth durch die Flucht retten konnte.

Nunmehr sahe die ottomannische Pforte die Sache für ernstlich an. Zornezan Mustapha Bassa erhielt Befehl, den Rebellen mit siebenzigtausend Mann entgegen zu gehen. Pachi-Curd versammelte ohngefähr vierzigtausend Mann, lauter auserlesene Leute, und setzte sich mit ihnen

so vortheilhaft, daß ihm Zornezan Bassa den ganzen Feldzug über nichts anhaben konnte, und endlich gar genöthiget wurde, sich aus Mangel der Lebensmittel in sein eigenes Land zurück zu ziehen.

Im Anfang des Jahrs 1648. eröfnete Pachi-Curd den Feldzug durch eine der heldenmüthigsten Unternehmungen. Er gieng mit dreyhundert Fahrzeugen bis wenige Stunden von Constantinopel, plünderte und verheerte die Küsten am Bosphorus, breitete überall Schrecken und Verwüstung aus, und jagte dem Großherrn eine solche Furcht ein, daß sich derselbe nach Adrianopel flüchtete. Hätten die christliche Machten diesen Zeitpunct beobachtet, so würde, allem Ansehen nach, das Reich der Osmannen in Europa seinem Ende nahe gewesen seyn. Allein, was kan man hoffen, da die Uneinigkeit und falsche Staatsabsichten verursachen, daß sich alle Machten in Europa von einer elenden Handvoll afrikanischer Seeräuber müssen Gesetze fürschreiben lassen? Bey seiner Zurückkunft schlug Pachi-Curd die Türken nahe bey Oczakow, und setzte sich bey seinen Völkern je länger je mehr in Ansehen.

Zornezan Bassa, welcher unterdessen zum Großvezier erklärt worden war, nahm, als er mit Gewalt nichts auszurichten vermochte, seine Zuflucht zur Verrätherey. Er bestach mit großen Geldsummen einige cosakische Officiers, und Pachi-Curd erfuhr das Schicksal des Sertorius.

Sie

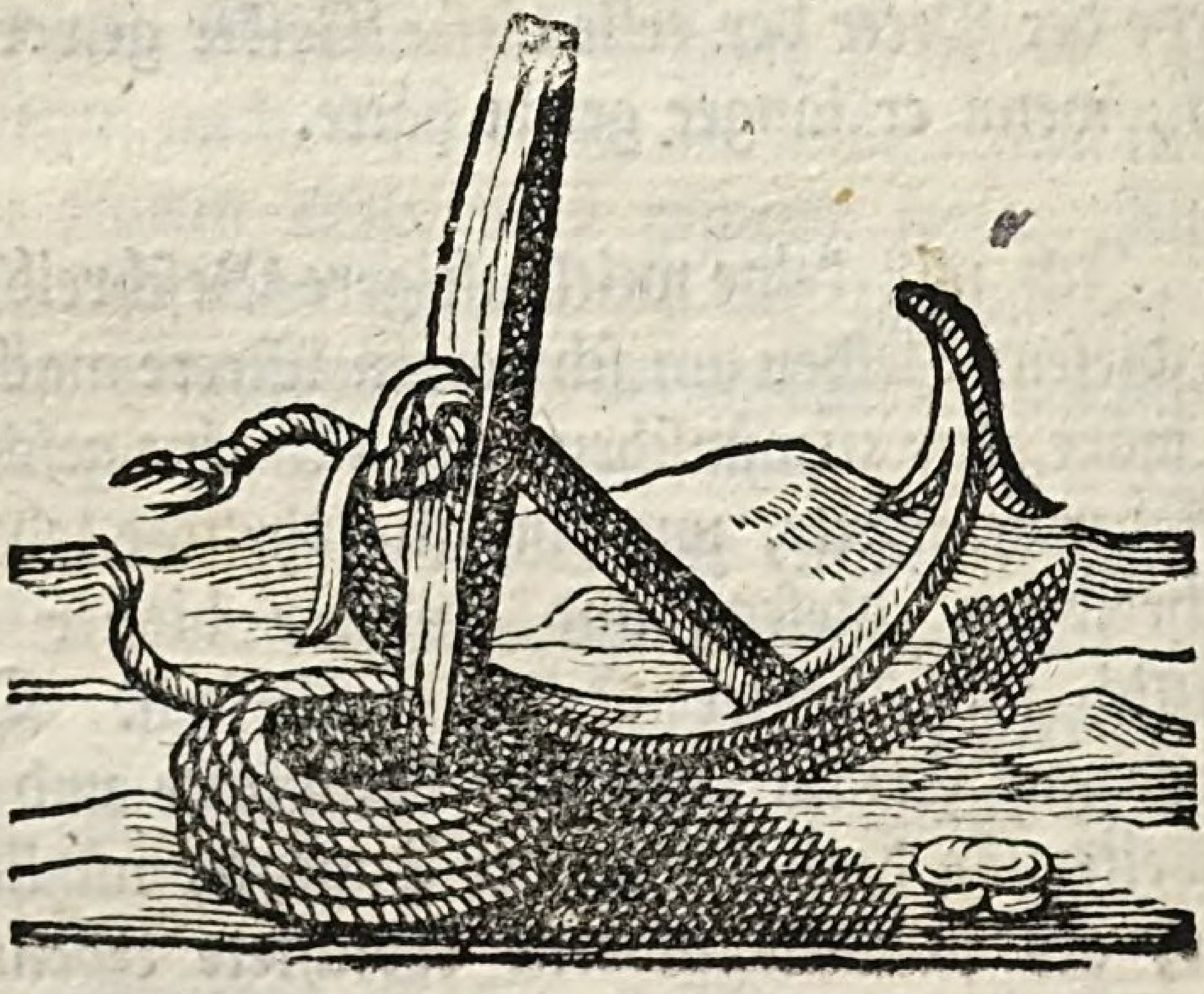
Sie ermordeten den Helden im Jahr 1649. in seinem Gezelte im Schlafe. Darauf wollten sie sich mit der Flucht retten, wurden aber eingeholt, und empfiengen den wohlverdienten Lohn aller Verräther.

So starb der heldenmüthige Pachi-Curd, welcher ohne Zweifel sein großes Vorhaben zu Stande gebracht hätte, woferne er nicht in der Blüthe seines Lebens solches verrätherischer Weise hätte einbüssen müssen. Sein großer Geist, seine heldenmäßige Absichten, seine Gerechtigkeit, Freygebigkeit, Tapferkeit und andere Tugenden machen, daß ich ihn unter die Helden zähle. Er würde der Peter der erste dieser Völker geworden seyn, wenn er länger gelebt hätte.

Ich will keine weitläuftigere Beschreibung von diesem Helden am schwarzen Meere machen. Es wäre aber zu wünschen, daß sich eine geschickte Feder bemühete, uns eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses, und anderer bisher fast gänzlich unbekannter Helden zu liefern. Dies würde zur Erläuterung der Geschichte und zur Erweiterung des Reichs der Tugend, nützlicher seyn, als so viele alberne erdichtete Lebensbeschreibungen des Marquis von —— des Grafen von —— oder der Marquisin, der Gräfin, der Sylvie, der Lucie, und wie sie alle heissen.

Der Herr Marquis d'Argens hat schon längst in seiner Philosophie de bon Sens angemerkt,

merkt, was der wahren Geschichte für ein unersetzlicher Schaden dadurch zuwächset, daß so viele Erzehlungen an das Licht tretten, worinne einige wahre Umstände, unter viel hundert falsche eingeflochten sind. Man giebt solche Fabeln vor wahr aus, und erzehlt sie in einer angenehmen Schreibart. Dadurch werden ungeübte Leute betrogen. Ein ganz erdichteter Roman verursacht keinen Schaden; aber so romanhafte Lebensbeschreibungen, wie sie Voltaire herausgegeben hat, verdunkeln und verwirren die ganze wahre Geschichte.



V. Glück

V.

Glück und Unglück.

In dem Verstande, wie man es in der Welt nimmt, giebt es weder Glück noch Unglück. Beedes ist ein leerer Name. Was man mit diesem Namen bezeichnet, ist nichts als die Fügung der Vorsehung. In Ansehung dieser ist alles, was den Menschen widerfähret, von Anfang her bestimmt, und nichts geschiehet von ohngefähr. In Ansehung unserer, werden diese Bestimmungen zu glücklichen oder unglücklichen Schicksaalen.

Niemand ist glücklich oder unglücklich als in seiner eigenen Einbildung oder in Vergleichung mit andern. In Vergleichung mit einem Reichen bin ich unglücklich, denn ich bin arm; in Vergleichung mit einem Kranken bin ich glücklich, denn ich bin gesund.

In dieser Welt giebt es kein vollkommenes Glück. Schon der alte Philosophe Diagoras versprach einem betrübten Vater, seinen Sohn wieder von den Todten aufzuwecken, wofern er ihm einen Menschen nennen könnte, welcher beständig glücklich gewesen wäre, und der betrübte Vater konnte es nicht thun. So verhält es sich auch mit dem Unglück. Epictet war ein Sclave; er mußte

Arbeit,

Arbeit, Hunger, Krankheit und Schläge ertragen, und doch war er nicht vollkommen unglücklich. Er war ein Weltweiser, und seine Weltweisheit lehrte ihn, wie er sich in sein Unglück schicken sollte. Sua se virtute involvebat. Alles bestehet in der Einbildung. Ich will solches durch Beyspiele erläutern, welche nach der genauesten Wahrheit geschildert sind. Die Erfahrung ist doch die beste Lehrmeisterinn.

Heute besuchte ich den reichen Harpax, einen Mann, welcher etliche tausend Gulden jährliche Renten einzunehmen hat. Ach! dachte ich im Hingehen, wie glücklich würdest du seyn, wenn du nur den zwanzigsten Theil seiner Einkünfte zu geniessen hättest! Wie erstaunte ich aber, als ich ihn äußerst mißvergnügt antraf. Er hatte einem armen Manne zehen Gulden geliehen, und dieser war gestorben, und hatte nicht das geringste Vermögen hinterlassen. Ein Hagelwetter hatte in etwas einen von seinen Aeckern gestreift, und also fiel die Erndte nicht so reichlich aus, als er verhoft hatte; der Weinstock hatte auch viel gelitten; waren dieses Dinge, worüber sich ein so reicher Mann ärgern sollte? Dennoch war er verdrüßlich; er murrte wider die Vorsicht; er beklagte seinen erlittenen Schaden; er wußte keine Anschläge mehr, wie er sich helfen sollte. In den Augen der Welt war dieser Mann glücklich, in der That war er es nicht.

Ich eilte von ihm, ich der ich selbst von Mißvergnügen eingenommen war, um eine Aufmunterung

terung bey dem frölichen Lysis zu suchen. Ich fand nicht, was ich suchte. Wir haben uns gestern, sagte er, indem er noch zu Bette lag, recht lustig zusammengemacht, aber der viele Wein verursachet mir unaussprechliche Kopfschmerzen. Er war im höchsten Grade übel zufrieden, und doch hatte er sich ein Vergnügen nach seinem Wunsche gemacht. Er war, nach der gemeinen Redensart, von dem Glücke so reichlich geseegnet, daß er nur sprechen durfte, um dasjenige zu erhalten, was er wünschte, und doch war er nicht glücklich.

Ich gieng zu dem gelehrten Sophronimus. Jedermann schätzte ihn wegen seiner Gelehrsamkeit hoch; alle Vernünftige verehrten ihn. Er hatte keinen Mangel an so genannten Glücksgütern. Doch war er mißvergnügt, und folglich nicht glücklich. Einer seiner Feinde hatte ohnlängst ein Buch, seiner Meynung nach das beste, welches er jemals geschrieben hatte, spöttisch angegriffen, und Sophronimus ärgerte sich darüber.

Philander begegnete mir, als ich von ihm weggieng, und nahm mich mit sich in sein Haus. Er war reich, gelehrt, angesehen, und hatte vor einigen Monathen eines der artigsten Frauenzimmer geheyrathet. Sollte dieser Mensch nicht vollkommen glücklich seyn? Er war es nicht. Seine Frau hatte sich gegen dem jungen Lycidas sehr freundlich bezeuget. Sie hatte so gar gegen ihm gelachet. Philander hatte es wahrgenommen, und die Eifersucht marterte sein Herz.

Nunmehr gieng ich voll Entsetzen nach Hause. Ich sahe, daß Glück und Unglück nur leere Namen sind. Der Arme in der Strohhütte ist oft in der That glücklicher als der Reiche, welcher in schimmernden Pallästen wohnet. Waren alle diese Leute, deren ich erwehnet habe, nicht glücklich, wer soll es sonsten seyn?

O gewiß! es giebt keinen Menschen, welcher vollkommen glücklich, eben so, wie es keinen giebt, welcher vollkommen unglücklich ist. Alles beruhet darauf, wie man sich in sein so genanntes Glück oder Unglück zu schicken weiß. Reichthum, Ehre, Freude, Gelehrsamkeit nichts schützet vor einem heimlichen Mißvergnügen; und umgekehrt ist der Handwerksmann, wenn er mit seiner Handarbeit, welche ihm nicht zur Last fället, weil er ihrer gewohnt ist, seine tägliche Mahlzeit verdient hat, oft frölicher als der Minister in den vergoldeten Zimmern des Hofes.

Sich vom Unglück durch einen freywilligen Tod zu befreyen, ist keine Großmuth; dasselbige in Gedult zu ertragen, und mit Gelassenheit auf eine vortheilhafte Veränderung zu hoffen, ist der wahre Heldenmuth. Daher ist Cato in meinen Augen sehr klein, und Epictet hingegen sehr groß.

Die berühmte Gräfin Eleonora von Uhlefeld schrieb in das Fenster ihres Gefängnisses den bekannten Vers aus dem Martial:

Rebus in adverſis facile eſt contemnere mortem;
Fortius ille facit, qui miſer eſſe poteſt.

Ver-

Vermuthlich wird man mich fragen, ob denn diese hohe Person nicht würklich unglücklich gewesen seye? Ich antworte: ja, nach dem Urtheile der Welt, aber in der That nicht. Sie ertrug alle ihre Unglücksfälle mit Großmuth und Gelassenheit; und endlich erlebte sie doch noch das Vergnügen, daß man ihren Verdiensten recht widerfahren ließ.

Der beste Trost im Unglück ist der, daß wir unsere Augen auf diejenige werfen, welche noch unglücklicher sind als wir; und allezeit werden wir dergleichen Leute finden.

Ich habe zum Beyspiel schlechte Kleider: mein Nachbar hat kaum so viel, daß er seine Blöße bedecken kann. Ich muß mich mit geringen Speisen behelfen: er hat kaum so viel troken Brod, als ihm nöthig ist, seinen Hunger zu stillen. Er geniesset aber doch der Gesundheit und der Freyheit, und ist also noch tausendmal glücklicher als so viele andere, welche auch dieser unschätzbaren Güter entbehren müssen.

So gehet es in allen besondern Fällen. Der Glückliche siehet einen noch glücklichern, der unglückliche einen noch unglücklichern: und also ist jener nicht vollkommen glücklich, und dieser nicht vollkommen unglücklich.

Alles, was die Vorsehung verordnet, geschiehet nach weisen Absichten, und ist gut. Glück und Unglück hanget von ihrer Bestimmung ab.

Wer wollte also darüber murren, daß sie ihre Güter so, und nicht anders ausgetheilet hat.

Lasset uns den Trost eines Christen im Unglück hinzufügen. Dieser ist ein gutes Gewissen. Neander ist arm, und folglich nach dem Weltlaufe verachtet. Sein weniges Vermögen wird ihm noch durch Betrug, Diebstahl und Gewalt entzogen. Eine Feuersbrunst verzehret ihm seine Wohnung. Der Tod entreisset ihm seine liebste Freunde. Er ist krank. Von allen Gütern des menschlichen Lebens besitzt er keines mehr, als die Freyheit. Was für Unglücksfälle! Ohne Zweifel hat er manche Kummervolle Stunden, er müßte sonst mehr als ein Mensch seyn. Allein in seinen betrübtesten Augenblicken kann er sich damit trösten, daß er ein gutes Gewissen besitzet, und nicht schuld an seinem Unglücke ist. Er kann sich mit zuversichtlichem Vertrauen in die Hände des Allmächtigen werfen, welcher eben so geschwind Unglück in Glück, als Glück in Unglück verwandeln kann.

Derjenige, welcher sich einbildet, glücklich zu seyn, fürchte sich allezeit dafür, daß er unglücklich werden kann, und der unglückliche hoffe beständig glücklich zu werden, so werden beede ohne Mißvergnügen bleiben. Fortuna volubilis errat.

Der Unglückliche hat keinen Freund. Man fliehet vor ihm wie vor der Pest, aus Furcht von ihm angesteckt zu werden. Der Glückliche hat viele Freunde, aber es sind nur Schein-

freunde.

freunde. Drehet sich das Rad um, so ist er von allen verlassen. Ovid sagt es: 4)

Dum juvat, & vultu ridet Fortuna sereno,
Indelibatas cuncta sequuntur opes;
Ast, simul intonuit, fugiunt, nec noscitur ulli,
Agminibus Comitum qui modo cinctus erat.

Wenn man die tägliche Veränderungen des Glückes, seit einigen tausend Jahren her, davon uns die Geschichte belehren, aufmerksam betrachtete, so würde der Glückliche nie sicher, und der Unglückliche nie verzagt werden.

Der Mittelstand ist der beste. Ueberhaupt aber lasset uns mit demjenigen zufrieden seyn, was die Vorsehung verordnet, und an Juvenals schöne Verse gedenken.

Permittes ipsis expendere Numinibus, quid
Conveniat nobis, rebusque sit utile nostris;
Nam pro jucundis, aptissima quæque dabunt Di.
Charior est illis homo quam sibi.

Es giebt, ich wiederhole es nochmals, in diesem Leben kein wahres Glück und kein wahres Unglück. Wir müssen uns also in diesem Leben noch dahin bestreben, daß wir in dem zukünftigen im Schooße des wahren Glückes ruhen mögen.

Wenn

4) Lib. II. Trist.

Wenn die Ewigkeit den Vorhang wird aufgezogen haben, so wird unser geschärftes Auge die unbegreifliche Wege erst recht einsehen lernen, auf welchen die spielende Weisheit die Menschenkinder geführet hat. Alsdenn werden wir sehen, wie alles in diesem Leben zu unserm Nutzen gereichte, und wir werden begreifen lernen, warum der Lasterhafte zuweilen mit Gütern überhäufet wird, und der Tugendhafte darben muß.

VI. Fried-

VI.

Friedrich.

Von den åltesten Zeiten her, ist die aberglaubige Gewohnheit eingerissen, daß man gewissen Caracteren oder Buchstaben die Kraft zugeschrieben hat, Glůck oder Unglůck zu verursachen. Daher entsprangen die eingebildete Bezauberungen, die Amuleten, solche abzuwenden, und die so beruffene Talismanns der orientalischen Vålker.

Man wußte eigentlich selbst nicht, auf was fůr einen Grund sich dieser Aberglaube stůtzte. Die allgemein angenommene Meinung von dem Einfluß der Gestirne, mochte wohl den gråsten Antheil daran haben. Das ůbrige that die Ueberlieferung vom Vater an den Sohn, oder ein Betrůger, welcher sich des Umgangs mit Geistern růhmte, hinzu.

Auch in neuern Zeiten behielt man diesen Aberglauben bey. Man suchte in gewissen Namen verborgene Eigenschaften, und man hielt dafůr, jener seye glůcklich, dieser unglůcklich. Insonderheit wendete man dieses Vorurtheil auf die Namen der Regenten eines Landes an. So bilden sich die Bewohner Galliens ein, der Name

Heinrich bringe ihren Königen Unglück, weil drey derselben, welche diesen Namen führten, auf eine außerordentliche Weise umgekommen sind, und schwerlich wird mehr einer diesen Namen führen. Hingegen kann, ihrer Meinung nach, der Name Ludewig nichts als Glück mit sich bringen.

Sollte es möglich seyn, daß in einem gewissen Namen, ein besonderes Verhältniß mit Glück und Unglück zu finden wäre, so weiß ich keinen glücklichern zu nennen, als den Namen Friedrich. Diesen haben unzählige hohe Häupter durch ihre Tugenden und Heldenthaten verewiget.

Man durchblättere alle Geschichten, man vergleiche alle Jahrhunderte gegeneinander, so wird man gewahr werden, daß alle Fürsten, welche den Namen Friderich führten, sie mochten sich nun in dem höchsten oder geringern Verhältnisse befinden, löbliche und glückliche Regenten gewesen sind. Den einigen unglücklichen Friedrich den fünften von der Pfalz nehme ich aus. Ich bin weit davon entfernet, dieses einer besondern verborgenen Eigenschaft des Namens an sich selbst zuzuschreiben, aber doch verhält sich die Sache so.

Vielleicht möchte man mir hier den Namen Karl entgegensetzen. Es ist wahr, Karl der erste deutsche Kaiser, und Karl der fünfte waren groß.

Schweden zählet unter seinen Regenten große Könige, welche den Namen Karl führten, und in andern Ländern findet man auch einige dergleichen. Allein, wer war unter den deutschen Kaisern, Karl der Kahle, Karl der Dicke und auch Karl der Vierte? Wie waren so viele andre Regenten dieses Namens, insonderheit in Frankreich beschaffen? Aber unter allen Friedrichen, welche wir durch die Geschichte kennen, ist nur einer, welcher, vielleicht durch Betrug und List seines Beichtvatters und seiner Räthe verleitet, unglücklich wurde.

Wem sind die beede heldenmüthige Schwäbische Kayser Friedrich der Rothbart, und Friedrich der Zweyte nicht bekannt? Sie waren groß im Kriege, und dabey Kenner und Beschützer der Wissenschaften im Frieden. Und obgleich der leztere, durch meuchelmörderisches Gift, unglücklicher Weise um das Leben kam, so behauptete er doch die Vorrechte der Kaiserlichen Hoheit bis an sein Ende. Friedrich der Dritte, regierte über fünfzig Jahre in Ruhe; er machte die weisesten Anstalten, solche beständig im deutschen Reiche zu erhalten, und es ist noch nicht ausgemacht, ob man im Kriege oder im Frieden größer seyn kann.

Welcher Kenner der Geschichte weiß nicht, was für große Friedriche in dem Churhause Pfalz regieret haben? Friedrich der Erste war ein Muster eines Helden, und alle seine Nach-

 folger

folger dieses Namens löbliche Regenten. Das Durchlauchtigste Erzhaus Oesterreich stellet uns ebenfalls eine ganze Reihe von heldenmüthigen Friedrichen vor Augen. Friedrich der Schöne, hatte zwar das Unglück in der Schlacht bey Mühldorf gefangen zu werden, aber er erlegte zuvor zwölf Feinde mit eigener Hand.

Es scheinet, Sachsen könnte hier eine Ausnahme machen. Churfürst Johann Friedrich wurde gefangen; er war so unglücklich, daß er der Churwürde beraubet wurde: aber wie groß war er nicht eben in seinem Unglück? Wie sehr verdiente er den Namen des Großmüthigen? Sein Bezeugen, als man ihm auf Anstiften der erhitzten und rachgierigen Spanier sein Todesurtheil ankündigte, konnte ihm allein mit Recht diesen Beynamen zuwegebringen. Friedrich August der zweyte, König von Pohlen, verlohr durch die Untreue derjenigen, welche ihm den Eyd der Treue geschworen hatten, ein Königreich. Er blieb aber doch groß, und die Vorsicht setzte ihn, zur Belohnung seiner Großmuth, wieder in das Königreich ein, welches ihm Verrätherey und Gewalt entrissen hatten. Friedrich August der Dritte, erlebte Unglücksfälle, welche noch der ganzen Welt bekannt sind. Er überwand sie mit Großmuth. Der Name Friedrich verläugnet sich niemals. Zwey Churfürsten dieses Namens, aus dem Durchlauchtigsten Churhause Sachsen, haben die ihnen angetragene Kayserkrone ausgeschlagen.

Alle Friedriche von der Sächsischen Ernestinischen Linie, waren löbliche Regenten; und so waren auch die Friedriche von Sicilien, von Neapel, von Mantua, und in unserm Deutschland von Würtemberg und von Baden. Friedrich von Braunschweig stund in so großem Ansehen, daß er im Jahr 1400. zum Kayser erwählet wurde.

Alle Könige von Dännemark, welche den Namen Friedrich führten, waren groß. Friedrich der Erste, im Kriege, wie im Frieden; die drey folgende Friedriche, wie haben sie nicht für das Wohl des Reiches unermüdet gesorgt? Und die Verdienste Friedrichs des Fünften und Friedrichs des Sechsten, wem sind sie unbekannt? Sie waren Väter des Vaterlandes.

Friedrich der Erste, König in Schweden, fieng an, das dem Untergange nahe Reich wieder in einen blühenderen Zustand zu versetzen. Er konnte nicht alles zu stande bringen, aber Adolph Friedrich beschäftiget sich mit Vollendung dessen, was Friedrich anfieng.

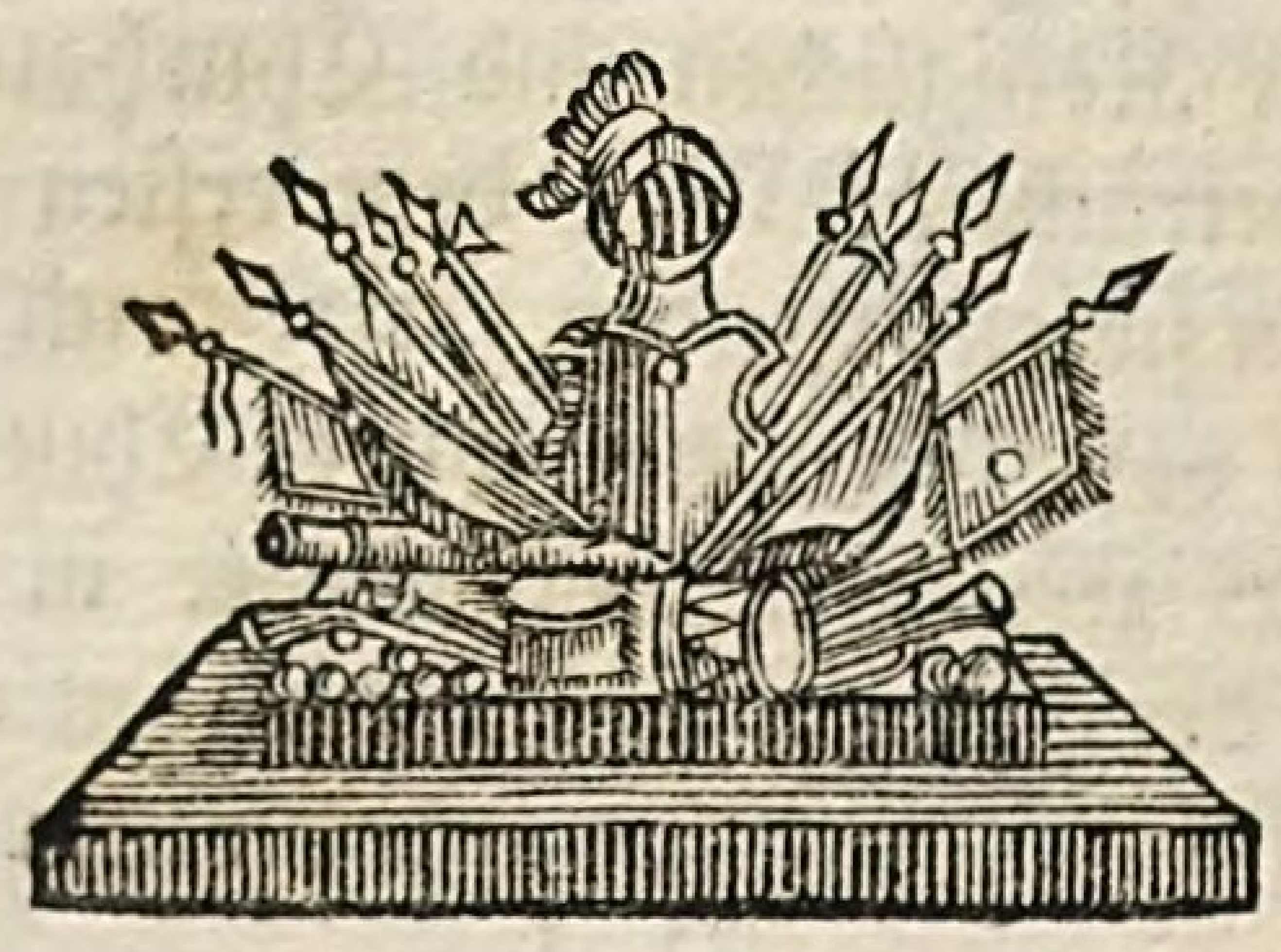
Und muß man nicht in Erstaunen gerathen, wenn man die Thaten der Friedriche aus dem glorwürdigsten Königlichen und Churhause Brandenburg betrachtet? Von dem ersten Friedriche an, waren sie alle Helden. Friedrich der erste, Burggraf von Nürnberg, wurde Churfürst, und brachte das zerrüttete Land wieder in Ordnung. Friedrich der Zweyte schlug die ihm angetragene Böhmische Krone aus, und wurde wegen seiner

ner unermüdeten Tapferkeit der eiserne genennet: Und was für eine Reihe von Heldenthaten, beedes im Kriege und im Frieden, von Friedrich Wilhelm dem Großen, bis auf König Friedrich den Dritten, den Grösten!

Allein, noch etwas besonderes ist bey allen diesen Durchlauchtigen Friedrichen zu bemerken. Sie waren nicht alle Helden im Kriege. Einige wurden von ihren Feinden unangetastet gelassen. Aber alle, keinen ausgenommen, waren Kenner und Beförderer der Wissenschaften und schönen Künste. Frankreich kann unter allen seinen Ludewigen höchstens zwey aufweisen, welche diesen Ruhm bey der Nachwelt verdienen.

Und so bleibt es dabey, daß unter allen Regenten, diejenige, welche den Namen Friedrich geführet, alle löblich und groß gewesen. Schwerlich aber, wird bis auf die späteste Zeiten einer gefunden werden, welcher dem grösten Könige, den unsere Zeiten zu bewundern das Glück haben, gleich kommt, und der Ruhm von seinen Heldenthaten wird niemals sterben.

Semper honos Nomenque Tuum Laudesque manebunt.



VII. Ver-

VII.

Vermischte Gedanken.

Ich wüßte keinen bessern Namen zu erfinden, wodurch man unsere Zeiten caracterisiren und von allen andern unterscheiden könnte, als wenn man sie die öconomische Zeiten nennte. Alles giebt sich mit Verbesserung der Oeconomie ab. Man stiftet Gesellschaften zur Aufnahme derselben. Der Geistliche und der Officier, der Rath und der Canzelliste schreiben um die Wette, vom Ackerbau, vom Holzbau, vom Weinbau, und vom Landbau überhaupt. Alles wimmelt von physicalisch-öconomischen Abhandlungen, Nachrichten, Auszügen. Jedermann spricht von der Haußhaltungskunst, und indessen reisset die Armuth aller Orten je mehr und mehr ein, und die Oeconomie ist nie schlechter bestellt gewesen.

Ein alter Landmann, welcher seine eigene Erfahrungen, mit den Erfahrungen seiner Voreltern verbindet, kann mich mehr in der Feldwirthschaft lehren, als zehen Gelehrte, welche in ihren Studierzimmern davon schreiben, und alle Vortheile durch bloße Vernunftschlüsse herausbringen wollen.

Allein diese Art von Schriften ist würklich Mode, wir haben sie wie alle übrige von unsern witzigen Nachbarn angenommen, und eben dieser ihre Armuth wird auch bey uns die Folge davon seyn. Man will die Natur zwingen, und sie lässet sich nicht zwingen.

Fremde Moden verderben die gute Sitten. Die Wahrheit dieses Satzes kann man bey unserm Frauenzimmer sehen, seitdem die französische und welsche Hauben aufgekommen sind.

Von der Zeit an, daß wir deutsche den Ausländern in der Kleidung nachahmen, sehen wir aus wie der große Kayser von Quama [5]), da er sich in Martinia einen falschen Schwanz mußte anmachen lassen. Zu fremden Kleidern gehören auch fremde Manieren; und diese sind wir nicht anders, als auf eine sehr gezwungene Art nachzumachen im Stande. Eine jede Nation hat ihre eigenthümliche Manieren. Es gehört große Kunst dazu, sie nachzuahmen.

Doch wäre es uns noch zu verzeihen, wenn wir dem französischen Geschmack und Witz nur allein in den Kleidern gehorchten, ohngeachtet wir solche mit unserm Gelde theuer bezahlen müssen; allein wir opfern auch, um ihnen ähnlich zu werden, unsere Treue, Redlichkeit und männliche Denkungsart auf, und, sagt ein gewisser Schriftsteller, damit unsere Nachkommen ja nicht

5) Siehe Klims unterirrdische Reise.

nicht wieder zur Vernunft gelangen mögen, so befleißigen wir uns auch unsere Kinder nach dem französischen Geschmack zu erziehen.

Der berühmte Herzog Ulrich von Würtemberg konnte die fremde Moden nicht leiden. Er pflegte zu sagen: fremde Kleider bringen fremde Sitten, fremde Sitten bringen fremde Gäste. Einem von seinen Hofleuten, welcher sich nach damahliger Mode ein ganz kurzes Röckgen hatte machen lassen, befahl er noch einer handbreit von einer anderen Farbe daran zu setzen, mit dem ausdrücklichen Verbot nicht anderst als in diesem Rock vor ihm zu erscheinen [6].

Sein Nachfolger der löbliche Herzog Christoph erfand ein geschwindes Mittel eine neue Mode wieder abzuschaffen. Denn als die damalige Mode mit den langen und weiten Hosen aufkam, befahl er, daß sich der Scharfrichter ein paar dergleichen mußte machen lassen, und zeigte solchen in diesem Aufzuge dem ganzen Hofe; so gleich gewannen die Hosen wieder ihre alte Gestalt.

Wenn mit den Titeln zugleich die Reichthümer stiegen, so würden unsere Zeiten die glückseeligsten seyn. Ich erinnere mich aber einmal folgende Reimen gelesen zu haben.

Da

6) Mederi Acroamata, C. VI.

Da man schrieb dem Edlen und Vesten,
Da war immer noch etwas zum Besten,
Da man schrieb dem Edlen und Frommen,
Da war auch noch etwas zu bekommen;
Nun man aber schreibt dem Hochedel und Hochgebohren,
Da ist Hopfen und Malz verloren.

der ehrliche Mann mag wohl auf gewisse Art recht haben.

Der Herr von Holberg ärgert sich in seinen moralischen Gedanken sehr über die übel angebrachte Titel. Er meinet, es wäre thöricht einen Menschen Wohlgebohren zu nennen, welcher ein paar krumme Beine, oder einen Buckel hätte: Ein Hochgebohrner müßte gewiß auf einem Thurnie das Licht der Welt erblicket haben; aber daß man die Namen Hochehrwürdiger, Hochwürdiger u. s. w. manchmal Leuten beylege, welche gar keine Ehrerbietung verdienten, solches übersteige seine ganze Vernunft.

Keine Nation ist in Ansehung der Titel so thöricht als die Deutsche. Keiner will mit dem leeren, Mein Herr! zufrieden seyn, ob dieses gleich in der That der höchste Titel ist, welchen man jemand geben kann.

Wenn unsre vor zweyhundert Jahren begrabene Voreltern, wieder aus ihrer Gruft auferstehen sollten, so würden sie eben so wenig wissen oder verstehen, was durch unsere heutige Titel bezeichnet wird, als die Sprache unserer heutigen

gen Schullehrer, dem Cicero verständlich seyn würde, wenn sie ihn lateinisch anreden sollten.

Ich habe mich lange Zeit bemühet, die Zahl der Aufwärtern in den Zimmern der Großen vermehren zu helfen, jetzo rechne ich ihre Gunstbezeigungen nicht mehr unter die wahre Güter. Ich unterhalte mich nunmehr mit meinem Gewissen, und suche die Zeit wieder herein zu bringen, welche ich ihnen aufgeopfert habe, und welche ich einer unbeschreiblich größern Macht zu opfern, hätte anwenden sollen.

Es gilt kein Prophete nichts in seinem Vaterlande. Was schadet dieses? Durch Unschuld und Tugend wird der redliche Weltbürger in allen Welttheilen naturalisiret.

Ein armer Mann, welcher von Thüre zu Thüre bettelt, ist nicht so zu beklagen, als derjenige, welcher in Kummer und Mangel zu Hause sitzet, und sich sein Elend zu offenbahren scheuet, weil er zu hunderten kommen kann, welche ihn verächtlich abweisen, ehe er eine einige großmüthige Seele antrift. Und die Verachtung schmerzet mehr als die Armuth selbst.

Honnetete, Ehrlichkeit, sind Wörter, welche die heutige Welt beständig auf der Zunge führet, davon man aber sehr viele falsche Begriffe hat. Jeder will ein ehrlicher Mann seyn, aber ach! wie wenige sind es in der That.

Argyr bezahlt richtig. Er giebt sich das Ansehen des aufrichtigsten Menschen; er nimmt sich wohl in acht, jemand öffentlich Unrecht zu thun. Er ist zwar nichts als ein Heuchler, aber jedermann siehet ihn für einen ehrlichen Mann an. Allein man ziehe ihm die Larve ab, so wird man sehen, daß alle seine Anschläge dahin gehen, andere zu betrügen, es sey nun Geld, oder um Titel, oder um Ehre, Argyr ist also kein ehrlicher Mann.

Philander besitzt nichts auf der Welt, das er sein eigen nennen könnte, als eine Frau, und etliche Kinder, welche er ernähren muß. Der Mangel zwinget ihn von jemand Geld zu entlehnen. Er muß versprechen, solches auf eine gewisse bestimmte Zeit wieder zu geben, sonst bekömmt er nichts. Nach Verfließung der gesetzten Zeit kann er sein Versprechen nicht halten, ohngeachtet er den vesten Vorsatz behält, es zu thun, so bald er dazu im Stande ist; diesen Mann schreyet jedermann für einen Betrüger aus.

So betrügt sich die Welt in ihren Urtheilen. Man kann arm seyn, man kann Schulden haben, man kann etwas versprechen und nicht halten, und doch ein ehrlicher Mann bleiben. Die Reiche begehen meistentheils viel größere Lasterthaten, ihre Begierden zu vergnügen, als die Arme begehen, um ein Stück Brod zu erlangen. Die Noth bringt bey diesen zuwege, was die andere aus Antrieb unordentlicher Leidenschaften verrichten.

Noth bricht Eisen, und ehe man zu Grunde gehen will, versuchet man ordentliche und außerordentliche Mittel zu seiner Erhaltung. Ein Gemüthe, welches von der Last des Kummers zu Boden gedrückt wird, ist nicht im stande gehöriger Weise nachzusinnen. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Fehler aus Muthwillen oder aus Noth begangen wird, und den ersten allezeit doppelt scharf bestrafen. Die mütterliche Liebe wird als die allerzärtlichste angegeben, dem ohngeachtet trieb der Hunger in Samaria und Jerusalem die Mütter an, ihre eigene Kinder zu schlachten und aufzufressen.

Der göttliche Gesetzgeber der Christen sagt ausdrücklich: Wenn dein Bruder an dir sündiget; so vergieb ihm; Er sagt seinem Apostel, welcher es bey siebenmal wollte bewenden lassen: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal: aber wie rar ist diese Tugend heutiges Tages unter den Christen. Wenn man einmal des andern Stolz beleidiget hat, so ist kein Mittel mehr zur Verzeihung übrig. Doch viele werden kommen vom Morgen und vom Abend, und zu Tische sitzen im Reiche GOttes.

O Großmuth! Edle Tugend! wie muß sich dein ehrwürdiger Name mißbrauchen lassen! Wenn die Triebe der Menschlichkeit sich manchmal in dem Herzen eines Reichen regen, daß er einem Unglücklichen in einer Kleinigkeit beystehet, so verlanget er eine vollkommene Unterwürfigkeit

dafür.

dafür. Der Unglückliche solle sich nunmehro vollkommen in allem nach seinem Winke richten, oder er drohet so gleich mit gänzlicher Entziehung seiner Hülfe. Dies heisset, unter dem Deckmantel der Großmuth seinen Nebenmenschen zum Sclaven machen.

Ein anderer erweiset Unglücklichen ebenfalls Gutthaten, aber bloß, seine Eitelkeit zu vergnügen. In allen Gesellschaften spricht er davon. Da heisset es immer, diesem oder jenem habe ich so viel gegeben; diesen oder jenen habe ich vom Untergange errettet. Er bläset seinen Ruhm mit der Trompete aus, um den Namen eines Großmüthigen zu erhalten. Unedle Seele! dies ist keine Großmuth, es ist Niederträchtigkeit.

Die Großmuth, diese edle Eigenschaft der Seele, liebt kein Geräusche. Sie wohnet in der Stille. Sie vergnüget sich an sich selbst, und die Seufzer, welche ein unglücklicher vor das Wohl seines Gutthäters gen Himmel schicket, sind einer großmüthigen Seele von unendlich höherm Werthe als die rauschende Lobeserhebungen der Schmeichler.

Unglücklichen beystehen ist edel und göttlich: ihnen die erzeigte Wohlthaten vorwerfen, und sich dadurch zum Herrn über sie zu machen suchen, ist unedel und teuflisch.

Liebes-

Liebeswerke, welche ohne Prahlerey und eigennützige Absichten verrichtet werden, erhalten einen doppelten Werth.

Man pflegte zu sagen: die Spanier seyen gute Catholicken und schlechte Christen, die Franzosen gute Christen und schlechte Catholicken, die Italiäner weder gute Christen noch gute Catholicken: und ich glaube, daß man heut zu Tage weder unter den Catholicken noch unter den Protestanten, viel gute Christen findet. Die Schwärmerey von der einen, und die Freygeisterey von der andern Seite, haben ihre Herrschaft allenthalben ausgebreitet.

Es giebt vielerley Reliquien. Man findet Reliquien von Büchern, von Werken der Kunst, von Gebäuden, und auch von Heiligen. Vor einiger Zeit erschien auch ein ganz neues Buch unter dem Namen der Reliquien. Diesem gieng es wie den Reliquien der Heiligen. Die Papisten setzen all ihr Vertrauen darauf, und die Protestanten sehen sie als die lächerlichste Sache von der Welt an. So gieng es mit diesem Buche auch. Von einigen wurde es bis in den Himmel erhoben, von andern in den Abgrund der Höllen verdammt. Ich bin zu geringe, hierinn etwas zu entscheiden, und wünschte nur meines Orts zu wissen, was der ehrliche Herr Gellert, welcher in der That der deutschen Nation Ehre macht, und keinen Menschen beleidiget, dem vortreflichen Herrn Verfasser der Reliquien zuwider gethan hätte.

Lobeserhebungen werden nicht allezeit gleich reichlich belohnt. Sannazar erhielt vor sein Lobgedichte auf die Stadt Venedig sechstausend Zechinen. Ich habe aber nicht finden können, daß der zum wenigsten eben so schmeichelhafte Lobredner Ludewigs des Vierzehnden vor das eben so übertriebene Distichon:

Non Orbis gentem, non urbem gens habet ulla,
Urbsve Domum, Dominum nec Domus ulla parem.

einige Belohnung erhalten hätte. So theilet das Glücke seine Gaben sehr ungleich aus.

Dasjenige Land ist unglücklich, dessen Herr lieber unter Fremden wohnet, als in seinem Eigenthum. Allein gröstentheils sind die Unterthanen selbst Schuld daran, daß ihr Regente sich nicht bey ihnen aufhalten mag.

In Syrien bestrafte man ehemals sowohl den Dieb als den Bestohlnen. Wie sehr würden unsere Städte, wo alles von großen und kleinen Dieben wimmelt, entvölkert werden, wenn dieser Gebrauch noch im Schwang gienge!

Kein Lehrsatz in der ganzen sogenannten Philosophie kömmt mir schwerer zu verdauen vor, als der cartesianische Lehrsatz von den Seelen der Thiere. Es ist kein Thier auf Erden zu finden, welches nicht das ganze Lehrgebäude umstossen sollte. Tausend Erfahrungen zeigen täglich, daß die Thiere keine bloße Maschinen sind. Wollte man aber dannoch auch gegen die

Erfah-

Erfahrung dieses behaupten, so würde man auch zugeben müssen, daß die Menschen gleichfalls nichts als bloße Maschinen wären, weil ihre Handlungen so wenig als der Thiere ihre beweisen, daß sie eine vernünftige Seele haben. Wir wollen den Thieren keine Vernunft zugestehen, und sie zeigen so oft eine größere Vernunft, als viele Menschen.

Es giebt keinen Mittelweg zwischen Tugend und Laster, obgleich beede ihre Stufen haben.

Eine Tugend, welche man ausübet, um ein Laster begehen zu können, ist ärger als das Laster selbst.

Ein Mensch, welcher außerordentliche Tugenden besitzt, kann den Anfällen des Neides und der Verläumdung ohnmöglich entgehen.

Wir werden nicht vollkommener, wenn wir die Lasterhafte verfluchen, sondern wenn wir den Tugendhaften nachzuahmen suchen.

Die Eigenliebe ist das kostbarste Geschenke, welches uns der Himmel gegeben hat, aber auch dasjenige, welches am meisten mißbraucht wird.

Ein Demüthiger wird sich nie über eines andern Hochmuth beschweren; wer eines andern Hochmuth tadelt, ist allezeit selbst hochmüthig.

Wir würden alle glücklich seyn, wenn wir nichts wünschten, als was die Vorsehung uns zuzutheilen für gut befunden hat.

Die Gefahr hat ihren Sitz auf dem Ufer der Sicherheit. Niemals schwebet man mehr in Gefahr, als wenn man glaubet, nicht die geringste Ursache zur Furcht zu haben.

Große Einsichten lehren uns, wie wenig der Mensch weiß, und große Reichthümer, wie wenig er nöthig hat.

Ein mittelmäßiges Glück ist Gesundheit, der Ueberfluß gleichet einer beschwerlichen Dicke, ja er ist eine Krankheit.

Die Klugheit ist die Mutter der Wissenschaft und der Tugend. Sie erhält das Leben und die Gesundheit, die Ehre und die Reichthümer. Glücklich ist derjenige, welcher sie von Natur besitzet, und derjenige, welcher dieses Glück nicht hat, muß alles anwenden, aus der Erfahrung Regeln der Klugheit zu ziehen.

Unsere Seelen sind in einer unaufhörlichen Bewegung, sie bestreben sich zu dem Puncte ihrer Ruhe zu gelangen; unsere Gedanken sind immerwährenden Veränderungen unterworfen: wie ist es denn möglich, daß wir in unsern gefaßten Entschliessungen beständig seyn können?

Die Gewohnheit und das Vorurtheil sind unumschränkte Beherrscher der Welt, und der Eigensinn befindet sich allezeit in ihrer Gesellschaft.

Warum beschäftigen wir uns immer mit dem Zukünftigen? Weil wir niemals mit dem gegenwärtigen vergnügt sind: eben so wie es gewisse Leute giebt, welche nicht einen ganzen Tag zu Hause bleiben können.

Wünschen ist die verdrieslichste von allen Beschäftigungen. Der Zustand, worinne wir uns würklich befinden, wird dadurch vergiftet, unsere Gesundheit wird dadurch geschwächet, unsere Seele wird mit ausschweifenden Einbildungen angefüllet: mit einem Worte: Wünsche sind das Gegentheil von der Weisheit.

Sich eine ununterbrochene Freude, mitten unter unaufhörlichen Veränderungen; eine beständige Stille, mitten auf einem stürmischen Meere; einen beständig heitern Himmel, mitten in der Regenzeit, zu versprechen, kann der Schlaf wohl thörichtere Träume erwecken?

Die nächtliche Träume können zuweilen nützlich werden; aber die Träume bey Tage ziehen traurige Folgen nach sich.

Die Welt ist wie ein prächtiges Schiff, welches auf einem ungestümmen Meere schwebet: man betrachtet es von weitem mit Vergnügen, aber nur mit Lebensgefahr kann man es besteigen.

Was ist das Laster? Eine unordentliche Selbstliebe, ein Kaufmann, welcher leicht zerbrechliche Waaren sehr theuer einhandelt.

Die Verdienste des Lasterhaften sind wie ein Nebel, welcher immer dünner wird, je mehr man sich ihm nähert; die Verdienste des Weisen sind wie ein Berg, welcher immer höher wird, je näher man hinzukömmt.

Es ist eine Thorheit, dem Himmel Gelübde zu thun, um ein hohes Alter zu erlangen; wenn man seines Wunsches gewähret wird, so thut man doppelte Gelübde um der Schwachheiten wieder los zu werden, welche das Alter unzertrennlich begleiten.

Zuweilen ist die Erkänntlichkeit zweyer Personen von unterschiedenem Geschlechte so groß, daß man sie von einer wahrhaften Zärtlichkeit nicht unterscheiden kann.

Wenn einem Greise die Liebe in den Kopf kömmt, so ist er viel eifriger seine Begierden zu vergnügen, als ein junger Mensch, welcher von einem gleichen Verlangen geplagt wird.

Warum sind die meiste Frauenzimmer so vergnügt, wenn sie Gelegenheit finden, sich zu verehlichen. Sie betrachten sich, hörte ich einen jungen Candidaten, welcher alles philosophisch beweisen kann, sagen: als die Hälfte eines Ganzen, und wünschen sich dahero durch die Vereinigung mit ihrer andern Hälfte vollkommener zu machen.

Man hat vielerley Erklärungen von der Fabel von den Verwandlungen der Circe. Derjenige,

nige, welcher folgende auf die Bahn gebracht, muß kein guter Freund von Ordensleuten gewesen seyn:

Credibile est Circen mutasse potentibus herbis,
In Monachosque Sues, inque Sues Monachos.

Man sehe eine ganz neue Reisebeschreibung nach.

Die Kenner der Sympathie mögen folgende Geschichte erklären: Als der Marschall von Crequi, im Jahr 1638. die spanische Linien in Savoyen recognosciren wollte, wurde er von einer Kanonkugel getroffen, welche ihm den ganzen Oberleib wegnahm. Man hub die Kugel auf, und sahe mit Erstaunen, daß ein Creutz darauf befindlich war, mit den darum geschriebenen Worten: au Marechal de Crequi. War dieses eine Geschicklichkeit des Artilleristen, welcher die Kanone abfeuerte? oder war die Kugel schon so zubereitet, daß sie den Marschall nothwendig treffen mußte? Das erstere kann nicht wohl seyn, weil es zu viel Zeit erfordert haben würde, die Addresse erst auf die Kugel zu setzen, nachdem man den Marschall schon gesehen hatte.

Was man von vielen Predigern sagen kann, das kan man auch von vielen Moralisten sagen. Sie beweisen mit Worten sehr strenge, daß GOtt und die Tugend höchst liebenswürdig seyen; aber, soll man ihnen glauben, so muß man sie selbst nicht sehen.

VIII.

Andacht.

Die Religion erfordert eine wahre ohngeheuchelte Andacht, wenn man die Pflichten, welche uns von ihr vorgeschrieben werden, verrichten will. Daher kann man GOtt nicht anders als mit wahrer Andacht verehren; sonst kan ihm unsere Verehrung nicht gefallen. Daher ist auch eine wahre Andacht etwas sehr verehrungswürdiges; eine falsche, eingebildete aberglaubige Andacht aber ist dem HErrn ein Greuel.

Alle Völker auf Erden suchen durch äußerliche Zeichen ihre Andacht darzuthun. Der Groß-Sultan, Mustapha der Zweyte, bezeugte die seinige auf eine thörichte Art. Allmosen geben ist eine der vornehmsten Religionspflichten der Muhammedaner. Er warf daher den Fischen in seinen Teichen öfters ganze Hände voll Goldstücke zu, und sagte, je heimlicher ein Allmosen gegeben würde, je angenehmer sey es vor GOtt, und er seye versichert, daß seine Fische niemals von demjenigen reden würden, was er ihnen gäbe.

Ich habe auch eine thörichte Andacht unter sogenannten Christen gesehen. Diese Leute erkühn-

kühnten sich nicht ein Stück Brod abzuschneiden, ohne zuvor das Zeichen des Creutzes darüber zu machen; und ich sahe eben diese Leute hundert Austern ohn das geringste Gebet verschlucken.

Es ist eine falsche Andacht sich in die Mauren eines Klosters zu verschließen, und so zu sagen, selbst des Gebrauches aller Elemente zu berauben. Der Mensch ist zur Gesellschaft gemacht; will er sich derselben eigenwillig entziehen, so kömmt die Reue gewiß spät oder frühe hernach. Die Begierden werden nur stärker, wenn die Befriedigung derselben verbotten ist.

Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata.

Gewisse Leute verfallen auf sehr lächerliche Dinge, wenn sie recht andächtig seyn wollen. Dies ist die lächerliche Andacht. Jener Türke entschloß sich aus Andacht, dem großen Propheten zur Ehre, alle Abende eine Zeile aus dem Koran, auf chinesisches Papier geschrieben, zu verschlucken. Der Narr starb lange Zeit vorher, ehe er sein Gelübde geendiget hat: denn er hatte sechstausend drey und vierzig Tage nöthig, ehe er den ganzen Koran verdauen konnte.

Es giebt Leute, welche eine so eifrige Andacht bezeugen, daß sie untereinander beten und zanken, arbeiten und Bußlieder singen. Ich weiß, daß diese Leute von manchen, so wie Gellerts Betschwester, unter die Heuchler gerechnet werden. Allein, ich kenne viele dergleichen, welche

aus bloßer Einfalt so verfahren. Es wäre die Pflicht der Lehrer, ihnen bessere Begriffe von einer wahren Andacht beyzubringen.

Weiter giebt es eine übertriebene Andacht, und sie ist zugleich thöricht. Dahin gehören diejenige, welche sich bis auf das Blut peitschen, um ihren Leib zu kasteyen; diejenige, welche alles, was dem Weltlaufe gemäß ist, für sündlich halten; diejenige, welche einen Rock oder einen Hut, so wie solche etwa vor zweyhundert Jahren mögen Mode gewesen seyn, für ein gewisses Zeichen ansehen, daß man sich von der Welt unbefleckt erhalte.

Man findet Leute, welche nur zu gewissen Zeiten andächtig sind. So oft sie ihre vierteljährige Abrechnung mit GOtt halten wollen, sind sie öfters bey nahe vier und zwanzig Stunden, dem äußerlichen Scheine nach, ganz andächtig. Haben sie aber ihre Quittung erhalten, so gehet es aufs neue auf Rechnung. Solche Leute werden ein schweres Gerichte erhalten.

Man findet noch andere, welche zwischen ihren Sünden, und ihren Andachtsübungen eine ordentliche Bilanz ziehen, und ordentlich Buch darüber halten, wie der Herr von Hollberg in seinen moralischen Gedanken saget. Wenn solche Leute einen Tag mit Sündigen zugebracht haben, so bringen sie den folgenden wieder mit Beten und Fasten zu, und den dritten sündigen sie wieder

von

von neuem. Ich weiß nicht, was ich solchen Leuten für einen Namen geben solle, sie haben eine unbegreifliche Andacht.

Es giebt auch eine heuchlerische Andacht, und diese ist sehr strafbar. Ich kenne Leute, welche mit ihrem Gebete und Gesange ganze Strassen beunruhigen, um nur von ihren Nachbarn und den Vorübergehenden gehört zu werden, und doch nicht einen Funken Tugend in ihrem Herzen haben; Leute, welche alle Sonntage so oft in die Kirche gehen, als sie nur Gelegenheit dazu haben, und den Ueberrest des Tages in Sünden zubringen.

Furatur, fallit, bibit, & moechatur Aristo:
At simul in precibus tempora certa locat.

Die ärgste Gattung von allen ist eine boshafte Andacht. Ich meine, wenn sich gewisse Leute andächtig stellen, um andern Schaden zuzufügen. Es ist sehr betrübt, daß der ehrwürdige Name der Andacht auf diese Art misbraucht wird.

Bald hätte ich noch eine Gattung der Andacht vergessen. Es ist die verzagte Andacht, welche aus einer vor Augen schwebenden Todesgefahr entstehet. Diese ist eine schändliche Verlierung des Muthes. So sind die Leute, welche sich einbilden, daß sie durch eine falsche Reue, in wenig Minuten, die Schandthaten eines fünfzigjährigen Lebens abbüssen können.

So machen es die Menschen. Andächtige Gedanken sind allezeit rührend und kräftig bey ihnen, so lange sich solche nach ihren Leidenschaften und Begierden einrichten lassen, und sollten diese noch so seltsam, thöricht und lächerlich seyn. Kann dieses aber nicht geschehen, o! da bekommt die Andacht so gleich ihren Abschied.

Es giebt noch eine besondere Gattung von Leuten; diese sind manchmal recht feurig andächtig, aber nicht eher, als bis sie unglücklich sind. Diese Leute sind es nicht nur zum Schein, sondern mit wahrem Eifer. Sie sind keine Heuchler. Allein, so bald sich ihre Umstände verbessern, wird ihre Andacht wieder kalt. Es wäre ihnen zu ihrem eigenen Besten zu wünschen, daß sie beständig in widerwärtigen Umständen leben möchten.

So vielerley Gattungen von einer falschen Andacht giebt es; und wer will sie alle erzehlen? Unsere Zeiten sind sehr unglücklich, daß so viele Leute darinnen leben, welche sich des Deckmantels der Andacht, zu Ausübung ihrer Bosheit, bedienen. Gewisse Mitglieder der Gesellschaft JEsu, und einige Anhänger des Grafen von Zinzendorf, haben uns abscheuliche Beyspiele davon gegeben. Der Proceß des Pater Girard mit der Cadiere, und die Eheeinrichtungen im blauen Cabinetchen, werden niemals vergessen werden.

Die ehrwürdigste Dinge müssen sich mißbrauchen lassen. Die Laster verbergen sich gerne unter der Larve der Tugenden. Was Wunder, wenn sich der Name der Andacht auch zu verkehrten Absichten gebrauchen lassen muß.

Ohne wahre Andacht ist es unmöglich, GOtt wohlgefällig zu verehren. Lasset uns ihn also anflehen, daß er uns die Gnade verleihen wolle, damit wir stark werden, unsere Herzen in wahrer, feuriger, ungeheuchelter Andacht zu ihm zu erheben.

Melancholische Gemüther können öfters ihre verrückte Gemüthsbewegungen für eine wahre Andacht ansehen, da solche doch nur aus ihrem dicken und schwarzen Geblüte entspringen. Diesen muß man mit Sanftmuth zu rechte zu helfen suchen. Aber Heuchler und Lasterhafte, welche sich der Andacht zum Deckmantel ihrer Bosheit gebrauchen, sind verabscheuungswürdig, und verdienen eine scharfe Strafe.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß Leute, welche keine Religion haben, wenn sie in Noth gerathen, gerade auf das Gegentheil, und auf eine eingebildete Andacht verfallen. So lang es solche Leute giebt, und leider! vermehren sie sich alle Tage, wird es in den römisch-catholischen Ländern den Ordensleuten niemals an Recrouten fehlen.

Durch die Opfer und Gaben einer einfältigen Andacht haben viele Kirchen und Klöster große Schätze gesammelt, und die heilige Kapelle zu Loretto würde übel damit zufrieden seyn, wenn es keine eingebildete Andächtige mehr geben sollte.

IX. Pe-

IX.

Peter der Große und Peter der Dritte.

Der glorwürdigste russische Kayser, Peter der Erste und Große, muß durch seine unglaubliche Thaten, auch bey der spätesten Nachwelt, die ehrerbietigste Bewunderung erwecken. Man kan sich keinen größern Menschen gedenken, als den Gesetzgeber eines wilden Volkes, den Kriegsmann, den Seefahrer, den Künstler, der alles dieses von sich selbst geworden. Und in Betrachtung der entsetzlichen Schwierigkeiten, welche er übersteigen müssen, und würklich überstiegen hat, wird man fast geneigt, ihn für mehr als einen bloßen Menschen zu halten.

Die Unglücksfälle des Kaysers Peters des Dritten, seines Enkels, haben sich in unsern Tagen ereignet. Die Welt sahe sie mit Erstaunen an, und so sehr man das Glück und den Muth des Großen Peters bewunderte, so sehr mußte man das Unglück und die Muthlosigkeit Peters des Dritten beklagen.

Es wird mir erlaubt seyn, mit aller schuldigen Ehrerbietung gegen hohe Häupter einige wenige Anmerkungen herzusetzen. Beobachtungen, welche man bey dergleichen wichtigen Theilen der Geschichte machet, oder Lehren, welche man daraus ziehet, können niemals ohne Nutzen seyn.

Der große Kayser entgieng mehr als zwanzig Zusammenverschwörungen; er trotzte allen Gefahren, und behauptete sich auf dem Thron bis an sein Ende. Sein Enkel konnte einer einigen nicht widerstehen, und verlohr dadurch seine Krone. Ein Beweis, daß das Schicksal sich weder nach einem gewissen Namen, noch nach einem durchlauchtigen Geblüte richtet.

Catharina die Erste zog ihren Gemahl, durch ihre kluge Rathschläge, aus vielen Gefahren, weil ihr dieser große Geist folgte. Die noch grössere, zur Bewunderung der Welt herrschende Catharina die Zweyte, hätte noch weit mehr thun können, allein man verachtete ihre Rathschläge. Es ist gewiß, daß Maitressen niemals und in keinem Lande, als sehr zufälliger Weise, einigen Nutzen gebracht haben.

Es war ein Unglück vor Kayser Petern den Dritten, daß Rußland schon vor ihm von drey großen Frauen beherrschet worden.

Hätte Peter der Große sich der Weichlichkeit überlassen, so würde Rußland in der alten

Bar-

Barbarey geblieben, und zehen Le Forts würden nicht im stande gewesen seyn, etwas auszurichten. Allein, seine unermüdete Arbeit, seine sich allezeit gleiche ernsthafte Strenge, und daß er sich weder von Maitressen noch Lieblingen beherrschen ließ, brachten ihm eine so glorwürdige Regierung zuwege, daß ihm das ganze Europa, ohne Widerwillen, den Beynahmen des Großen gab.

Young sagt: auf dem Bette der Weichlichkeit seyen die größeste Reiche verschieden. Man könnte dieses auch von vielen Regenten sagen. Doch hier muß man den Finger auf den Mund legen. Kenner der Geschichte werden viele Beyspiele davon auch in neuern Zeiten finden.

Der große Kaiser Peter sagte zu dem Patriarchen, welcher ihn, mit Vortragung eines Marienbildes, um Gnade vor die verurtheilte Strelitzen bitten wollte: Was wollet ihr mit dem Bilde? Traget es wieder hin, wo es hingehöret, und unterstehet euch nicht mehr mit solchem hieher zu kommen. Allein der Kaiser hatte die Soldaten auf seiner Seite, und die Geistlichkeit war allein. Bey der letzten Veränderung aber stunden diese und die Garderegimenter für einen Mann.

Es ist erstaunlich, mit was für einem glücklichen Fortgange dieser große Monarche neue Gebräuche einführte, und die alte, schon so lang

eingewurzelte abschafte. Und es ist noch mehr zu bewundern, daß es Petern dem Dritten auf eine so unglückliche Art mißlang, da er nur einige wenige Veränderungen vornehmen wollte, welche, allem Ansehen nach, zum Besten der ganzen Nation gereichten, ohngeachtet einzelne Personen dadurch beleidiget wurden.

Peter der Große demüthigte die Geistlichkeit, behielt aber alle mögliche Ehrerbietung gegen den äußerlichen Gebräuchen bey. Sein Enkel war zu leichtsinnig, und ließ zu viel Gleichgültigkeit gegen die letztere blicken 7). Dieses Umstandes bedienten sich die Bischöffe zu ihrem Vortheil, da sie ohnehin wegen der angedroheten Verminderung ihrer Einkünfte schwierig waren.

Ich kan ohnmöglich glauben, daß, wie in gewissen, unter dem Titel: Russische Anecdoten herausgekommenen Briefen vorgegeben wird, der Vorzug, welchen man Ausländern ertheilet habe, schuld an des Kaisers Unglück gewesen sey. Peter der Große brachte eben durch diese seine große Unternehmungen zum Stande. Seine Person war beständig von einer Menge Deutscher, Engelländer und Franzosen umgeben, und doch sagte die Nation nichts darwider. Es kömmt nur auf die Art an, wie man eine Sache anfangt.

Peter

7) Siehe Beyträge zur neuern russischen Staatsgeschichte.

Peter der Große starb zu früh für die Wohlfarth der Nation, und Peter der Dritte zu rechter Zeit, nach dem ihm wiederfahrnen Unglück.

Wo würde ich anfangen müssen, oder wo würde ich aufhören können, wenn ich mich unterfangen wollte, alle Heldenzüge aus dem Gemählde des Großen Kaisers besonders zu entwerfen. Man findet sie zerstreut in allen Geschichtschreibern. Derjenige, welcher die wahre Heldentugenden verehret, wird sie selbst aufsuchen. Möchte ich nur so lange leben, um auch die wahre Heldentugend bey dem weiblichen Geschlecht, in Catharinen der Großen, genug bewundern zu können!

Das Unglück Kaisers Peters des Dritten wird bey unsern Nachkommen allezeit Mitleiden und ernsthafte Betrachtungen über die Schicksale, welchen auch die gröste Monarchen unterworfen sind, erwecken. Peter der Erste aber, und Catharina die Zweyte, werden, so lang die Erde stehet, als Muster des Heldenmuths bewundert werden.

Der große Kaiser bestieg einmal bey Nacht, in einem entsetzlichen Sturme, ein kleines Boot, um sich damit bey Cronschloß an das Land setzen zu lassen. Seine getreue Russen warfen sich vor ihm auf die Knie, und baten ihn inständigst, seine hohe Person dieser Gefahr nicht aus-

zusetzen, sondern so lange auf dem Schiffe zu bleiben, bis der Sturm vorbey, weil solches wegen desselben nicht an Land kommen konnte. Ihr Herren glaubet keine Prädestination, und stieg in das Boot [8]). Wenn man die russische Geschichte aufmerksam lieset, so sollte man würklich auf die Gedanken gerathen, es waltete bey den russischen Monarchen eine beständige Prädestination für.

Es ist wahr, die Glückseeligkeit Peters des Großen wurde durch ausgestandene Widerwärtigkeit mit seinem vermuthlichen Thronfolger verbittert. Allein, seine Größe zeigte sich hier desto ausnehmender. Als Vater und als Herr bezeugte er sich untadelhaft. Er verläugnete seinen großen Caracter sein ganzes Leben hindurch niemahls. Es muß ein wahrhaftig großer Geist seyn, welcher sich bey so unzehlbaren Abwechslungen immer im Gleichgewichte erhalten kann.

Peter der Dritte konnte einem einigen widrigen Streiche nicht widerstehen; das macht, er besaß die Gegenwärtigkeit des Geistes nicht, welche seinen Ahnherrn beständig begleitete, die Gefahr mochte so groß seyn, als sie wollte. Hätte sich dieser in den Umständen seines Enkels befunden, er würde gewiß noch ein Mittel zu seiner Rettung gefunden haben.

Zu

8) Webers verändertes Rußland, welcher selbst bey dieser Begebenheit gegenwärtig war.

Zu wünschen wäre es, daß man der Welt eine vollständige, von aller Partheylichkeit befreyete Geschichte dieser beeden Herren vorlegte. Wie vieles würde man daraus lernen können! Ihre Geschichte würde die merkwürdigste von allen Lebensbeschreibungen seyn. Ueberhaupt zu reden aber wird Peter der Erste allezeit von der Nachwelt bewundert, und Peter der Dritte beklagt werden.

X.

Geistlicher Hochmuth.

Es war einmal eine Zeit, da der egyptische Oberpriester seinem Könige befehlen konnte, sich selbst zu entleiben, so oft es ihm gutdünkte, und der König war gezwungen ihm zu gehorchen, sonst wäre er doch von dem aufgebrachten Pöbel in Stücke zerrissen worden.

Es war auch einmal eine Zeit, da sich die römische Bischöffe des Rechtes anmasseten, Kaysertħümer und Königreiche auszutheilen, und wieder zu nehmen, wie es ihnen gefällig war. Und Kaiser und Könige glaubten zu diesen Zeiten schuldig zu seyn, sich ihrem Ausspruche zu unterwerfen.

Diese Zeiten sind dahin. Kaiser und Könige glauben nicht mehr, daß sie schuldig seyen, sich den Befehlen und Gebotten der Priester blindlings zu unterwerffen; und diese sehen sich genöthiget, andere Wege einzuschlagen, wenn sie ihr Verlangen erfüllet sehen wollen.

Man kann nicht sagen, wie viele vorgeben, daß der Hochmuth Luthers die Reformation verursachet habe. Aber das kann man mit Grunde

der Wahrheit sagen, daß der Hochmuth seiner Gegner diesem geringschätzigen Mönch, welchen sie verachteten, einen glücklichen Fortgang in seinem Vorhaben zuwegebrachte. Wie es um den geistlichen Hochmuth der Nachfolger des ehrlichen Luthers stehe, solches kann ein jeder aus der Erfahrung bemerken.

Von dem geistlichen Hochmuth der griechischen Kirche, können die vormalige russische Patriarchen ein Zeugniß ablegen, welchen der Czaar den Bügel halten, und das Pferd führen mußte. Ich glaube, es hat seit deme mancher Metropolite oft gewünscht, diesen löblichen Gebrauch wieder hergestellt zu sehen.

Die bekannte Geschichte von Kaiser Friedrichen dem Ersten, und Pabst Alexandern dem Dritten, mit dem Spruche: Super Aspidem & Basiliscum ambulabis, will ich hier nicht anführen; weil ihre Richtigkeit nicht genugsam erwiesen ist.

Aber das ist doch gewiß, daß sich das geistliche Oberhaupt einer gewissen Kirche nach seiner Erwählung auf den hohen Altar setzet, und nach dem eignen Ausdruck seiner Kirche adoriren lässet. Er setzet sich also seinem Gott an die Seite, welcher sich ihrem Vorgeben nach auf dem nemlichen Altar befindet, und lässet sich gleiche Ehre erweisen.

Servierant tibi, Roma, prius Domini Dominorum;
Servorum Servi tibi sunt jam, Roma, Tyranni.

Denn kein Land ist elender, als dasjenige, welches dem Hochmuthe der Geistlichen unterworfen ist. Sie sorgen zugleich vor die Seeligkeit und vor die Armuth ihrer Unterthanen. Man sehe den unvergleichlichen Anti-Machiavel.

Aus was für einem andern Grunde entspringt die Infallibilität eines gewissen obersten Bischofs, als aus geistlichem Hochmuthe?

Was für ein geistlicher Hochmuth! Die Cardinäle werden den Königen gleich geachtet; bey ihnen residiret die völlige Majestät der christlichen Republik; und auch Könige müssen einem ganzen Cardinals-Collegio weichen: dies sind Sätze, welche bey allen Auslegern der canonischen Rechte zu finden sind. Der Herr von Loen und seine Anhänger hätten solches gerne geläugnet; aber die Sache liegt vor Augen.

Wenn kein geistlicher Hochmuth wäre, so würden nicht so viele unschuldige und redliche Leute für Ketzer erkläret worden seyn, und noch täglich erkläret werden. Wenn Calvin nicht hochmüthig gewesen wäre, so hätte man dem Michael Servetus zu Geneve keinen Scheiterhaufen errichtet.

Wenn gewisse Geistliche nicht hochmüthig wären, so würden sie sich nicht durch so viele unnöthige äußerliche Dinge von andern Menschen zu unterscheiden suchen.

Ein neapolitanischer Mönch predigte einmal öffentlich folgender massen: O! ihr Fürsten! Wir sind eure Götter, gehorchet euren Göttern. Ihr könnet nur über Menschen herrschen; wir aber können zuwegebringen, daß der Schöpfer auf unsere Altäre heruntersteigen muß, so oft es uns beliebt.

Man lese die Geschichte älterer Zeiten, so wird man über die wichtige Begebenheiten, welche durch den Hochmuth der Geistlichen verursachet worden sind, erstaunen. Heut zu Tage haben kluge Staaten ihnen gewisse Gränzen gesetzet, wodurch sie verhindert werden, durch ihren Hochmuth Schaden anzurichten.

Wie hochmüthig muß nicht der englische Cardinal Wolsey gewesen seyn, welcher die königliche Befehle unterschrieb: Ego & Rex. Doch bey diesem hieß es: Hochmuth kommt vor dem Falle. Denn er starb im äußersten Elende.

So sehr wird wohl keine geistliche Person dem Hochmuthe mehr den Zügel schiessen lassen, als Pabst Gregorius der Siebende, aber kein Kayser wird sich auch mehr so sehr erniedrigen, als Kayser Heinrich der Vierte. Man fürchtet sich nicht mehr für den Bannstrahlen des Vaticans. Und auch daselbst ist man behutsamer damit. Man könnte sich eine solche Antwort wieder über den Hals ziehen, als vormals Pabst Bonifa-

cius der Achte von König Philipp dem Schönen in Frankreich erhielt [9]).

Es ist endlich noch zu verzeihen, wenn Geistliche, welche aus den vornehmsten Geschlechtern herstammen, welche die ansehnlichsten und höchsten Würden bekleiden, welche selbsten große Wissenschaften besitzen, aus einer allen Menschen angebohrnen Schwachheit einen zu großen Stolz von sich blicken lassen; aber es ist lächerlich, wenn auch der geringste Dorfpriester, welcher zur Noth kaum noch schreiben kann, sich das Ansehen eines hohen Prälaten giebt. Ich kenne einen solchen, welcher sich allezeit mit der hohen Geistlichkeit seines Vaterlandes gleich stellet, und wenn von gewissen Vorzügen und Vorrechten derselben die Rede ist, sich allezeit folgender und dergleichen Redensarten bedient: Wir hätten dieses oder jenes nicht thun sollen; wir können es nicht eingehen; wir müssen vor unsere Vorrechte besorgt seyn, u.s.w. Dieser Mann würde unerträglich seyn, wenn er eine hohe Bedienung erlangte, aber zum Glück ist dieses nicht zu besorgen.

Sanftmuth und Demuth stehen den Dienern der Religion wohl an. Stolz und Hochmuth aber verdunkeln alle gute und ehrwürdige Eigenschaften, welche sie außer dem an sich haben. Denn der Hochmüthige ist in den Augen des HErrn ein Greuel.

XI. Ge-

9) Man kann solche bey allen französischen Geschichtsschreibern finden.

XI.

Gedanken vom Tode.

Vive memor Lethi. Perſ.

Daß der Tod das ſchrecklichſte unter allen Dingen ſeye, iſt eine alte und wahrhaftige Sage. Er iſt der König des Schreckens. Was Wunder, wenn wir uns vor ihm entſetzen, wenn wir zittern und beben, ſo bald wir nur ſeinen Namen ausſprechen hören. Was kann ſchrecklicher, was kann entſetzlicher ſeyn, als in einer ewigen Nacht begraben zu liegen, alles Gedächtniß, alles Bewußtſeyn zu verlieren, und das ſchöne Licht des Tages nicht mehr zu erblicken? Wie fürchterlich iſt nicht der Augenblick, welcher uns aus dem Getümmel der Lebendigen in das ſtille Land der Todten verſetzet; der Schritt, welchen wir aus der Zeit in die Ewigkeit thun müſſen! Welch ein Anblick, vor ſeinem Sterbebette eine klagende Gattinn, thränende Kinder, ſeufzende Freunde zu ſehen, welche alle unſern Abſchied von der Welt mit den jämmerlichſten Wehklagen begleiten. Niederſchlagender Gedanke! Traurige Vorſtellung. Hier verlieret die Seele alle ihre Stärke, und es bleibt bey dem Ausſpruche, daß der Tod das ſchrecklichſte unter allen Dingen ſeye.

Indeſſen

Indessen ist kein Mittel, diesem Ungeheuer zu entfliehen. Palläste öfnen sich so wohl als Schäferhütten, so bald der Tod anklopfet. Er schwinget die mörderische Sense über Könige, wie über Sclaven. Der Reiche und der Arme, der Herr und der Sclave, der Thor und der Weise sind seiner Herrschaft unterworfen. Hier hat kein Mensch einen Vorzug vor dem andern: Hier gilt kein Ansehen der Person.

Gesetze, die in Erz, in Marmor und in Eisen,
Schon tausend Jahre stehn, sich hundert Völkern weisen;
Sind nicht so unumschränkt, sind nicht so allgemein,
Als das Bedrohungswort: Es muß gestorben seyn.

Ja! der alte Bund bleibt unveränderlich, Mensch, du must sterben! vester, als wenn er in diamantne Tafeln gegraben wäre. Luft, Erde, Feuer, Wasser, die ersten Grundstoffe der Natur, führen auch unzähliche Mittel zu unsrer Zerstörung mit sich. Nichts ist so klein, nichts ist so geringe, daß es nicht unsern Tod verursachen könnte. Auf also! Eine nähere Betrachtung kann mich vielleicht mit diesem Könige des Schreckens besser bekannt machen, und die Furcht vor demselben vermindern. Das beste Mittel mit dem Tode bekannt zu werden, ist eine beständige Betrachtung desselben. Kayser Maximilian der Erste führte beständig seinen Sterbekittel, uud Isabelle von Arragonien einen Todtenkopf bey sich. Diesen Beyspielen will ich nachfolgen:

Daß

Daß ich mich vor der kalten Hand
Des Todes nicht entfärbe:
So mach ich mich mit ihm bekannt
Zuvor noch, eh ich sterbe.

v. Caniz.

Arme Menschen! was ist euer Leben? Ein Monarche sitzet auf seinem erhabenen Throne; alle Schätze der beeden Indien funkeln um ihn; die Pracht der vergoldeten Zimmer blendet das erstaunte Auge; Länder zinsen ihm ihr Mark; Fürsten dienen ihm wie Sclaven; seine Schmeichler, zu seinen Füssen gebückt, verehren ihn als einen Gott: unvermuthet wird er von einer plötzlichen Krankheit angefallen. Wachen, Thore, Schlösser, Riegel, nichts kann den Tod zurückhalten. Alles muß vor der schneidenden Sense des Ungeheurs weichen: der Monarche stirbt, und nunmehr hat er weiter keinen Vorzug mehr vor dem geringsten Bettler. Dort ist ein Wollüstling bey seiner Buhlerinn; in ihren Armen geniesset er Augenblicke, glückliche Augenblicke, welche er nicht gegen ein Königreich würde vertauschen wollen; und, siehe! er wird vom Schlage gerühret, und wird in eben den Augenblicken zur Leiche, in welchen er sich ewig zu leben gewünschet hatte. Hier sitzet ein Geizhals bey seinen Schätzen. Mit welcher Entzückung betrachtet er nicht das glänzende Metall! Sein Blut wallet bey dem Anblicke der gelben und weissen Scheiben, mit verdoppelten freudigen Schlägen; auf lange Jahre überrechnet er seine

Einkünfte mit lächelnden Minen schon zum voraus; und den folgenden Morgen findet man ihn todt im Bette.

So gewiß es nun ist, daß alle Menschen sterben müssen, und daß wir nicht einen Augenblick vor dem Tode sicher sind; so gewiß ist es auch, daß unter hunderten kaum einer an dieses unvermeidliche Schicksal gedenket, oder wenn es von ohngefähr einmal geschehen sollte, sich nicht über diesen Gedanken entsetzet, und seine Einbildungskraft auf etwas anderes zu lenken suchet. Crösus so wohl als Irus scheuen sich vor dem Tode, und ein Kriegsmann, welcher in Schlachten und Belagerungen die grösten Gefahren getrotzet hatte, zittert doch vor demselben, wenn er auf dem Krankenbette liegt.

Ferne sey es von mir, daß ich alle Furcht vor dem Tode zu verbannen suchen sollte. Wir sind Menschen, und als Menschen können wir unsere Zerstörung ohnmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen. Aller falscher Heldenmuth, welchen so genannte starke Geister in ihrem Leben, in Worten und Thaten, zu zeigen sich bemühet haben, weichet in der letzten Stunde. Lasset die Thoren, welche in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein GOtt! ihre verdammte Lästerungen ausspeyen, wie sie wollen: die Annäherung der Todesstunde reisset ihnen doch die Larve vom Gesichte. Der armseelige stoische Philosophe Spinoza verschliesset sich in seinen letzten Augenblicken in

sein

sein Zimmer, damit man seine Furcht vor dem Tode nicht gewahr werden solle; und ein Anhänger des Epicur, oder seines viel lasterhaftern und ganz unsinnigen Nachfolgers, des Voltaire, wälzet sich in allen Ueppigkeiten herum. Er will nicht an den Tod gedenken, und spottet der lächerlichen Bangigkeit, wie er sie nennet, welche andere bey diser Gelegenheit blicken lassen;

Allein bey beeden kömmt ein Augenblick,
Da die Vernunft erwacht;
Da zittern sie mit der verletzten Pflicht,
Daß zu der Rache schon die Furcht den Anfang macht. Rost.

Weg also, falscher Heldenmuth! Weg, thörichte Einbildung! als ob man die Furcht vor dem Tode gänzlich vertreiben könnte. Die Liebe zum Leben ist allen Menschen eingeprägt: sie liegt in unsrer Natur: aber alles hat seine Gränzen. So unvernünftig es ist, das Leben ohne Noth zu verachten, so unvernünftig ist es auch, eine allzuausschweifende Furcht vor einer Sache blicken zu lassen, welche man unmöglich abwenden kann. Gleichwol sind doch bey nahe alle Menschen, starke und schwache Geister, Glückliche und Unglückliche, Arme und Reiche, von einer unbeschreiblichen Furcht vor dem Tode eingenommen. Wo mag dieses wohl herkommen? Ich sehe nur zwo Ursachen. Eine allzugroße Liebe zu irrdischen Dingen, und ein böses Gewissen. Weisheit und Tugend sind also die Mittel, eine allzugroße Furcht

vor

vor dem Tode zu mäßigen, und bey dem Anblicke des schrecklichsten unter allen Dingen Gelassenheit zu bezeugen. Wie glücklich ist derjenige, welcher auf seinem Todbette sagen kann:

Bey so nahen Todeszeichen
Zittert meine Schwachheit nicht.
An den Seiten kalter Leichen
Weiß ich, daß mein Joch zerbricht.
Andre mögen schwitzend liegen,
Und für Zagheit nur nicht schreyn:
Ich erwarte mit Vergnügen
Den gewünschten Abendschein.

Günther.

Allein wer wird so sagen können? Derjenige gewiß nicht, welcher sein Herz zu viel an irrdische Dinge hänget, oder sein Gewissen mit Lasterthaten beschweret.

Ein Weiser hänget sein Herz nicht an die Güter dieser Welt, denn er siehet sie nicht als sein Eigenthum an. Er weiß, daß sie ihm nur zum Gebrauche gegeben sind. Der allerweiseste Schöpfer hat zwar diese Welt nicht vergebens so schön ausgezieret. Es ist sein Wille, daß man sich an den Schönheiten derselben vergnügen solle. Aber dieses Vergnügen muß mit der Vernunft übereinstimmen. Ein Ehrgeiziger dürstet nach Hoheit, und suchet seine höchste Glückseeligkeit darinne. Gift und Stahl werden von ihm gebraucht, einen im Wege stehenden Mitbuhler aufzureiben. Seine herrschende Leiden-

schaft

schaft zu vergnügen, ist seine einzige Begierde, nur hierum bemühet sich seine Seele, und wenn er nun von ohngefähr, seinen Zweck, glücklicher oder vielmehr unglücklicher Weise, erreichet hat, so ist es hernach kein Wunder, wenn er vor dem Tode erzittert, welcher demjenigen, worinn er seine einzige Glückseeligkeit gesuchet hatte, auf einmal ein Ende macht. Eben so ist es auch mit einem Menschen beschaffen, welcher sein höchstes Glücke in der Wollust suchet. Sein Herz hänget an seiner Buhlerinn. Ein Blick von ihren Augen machet ihn vergnügt oder traurig. Ein bezeugter Kaltsinn oder ein Verweis, kann ihn in solche Bewegung setzen, daß er mit dem Kopfe wider die Wand laufen will, eben so wie der Geitzige, welcher den Strick suchet, so bald er höret, daß wohlfeile Zeiten kommen sollen. Es ist ohnmöglich, daß Menschen, welche ihr Herz irrdischen Dingen so sehr überlassen, nicht in Verzweiflung gerathen sollten, wenn sie sich gezwungen sehen müssen, dasjenige auf ewig zu verlassen, in welchem sie ihre höchste Glückseeligkeit gesuchet hatten.

So ist der Weise nicht. Er weiß, daß ihn der Herr über Tod und Leben nur auf eine gewisse Zeit auf diesen Erdball gesetzet hat. Er weiß, daß ihm erlaubt ist, sich an den Gütern dieser Welt zu vergnügen; daß die Absicht des Schöpfers nicht nach dem Wahne finsterer Thoren ist, daß wir alle Ergötzlichkeiten fliehen sollen.

Die Welt, die von dem Himmel stammt:
Ist nicht umsonst so schön erschaffen.

dieß alles weiß er, und daher vergnüget er sich auch. Allein, er setzet seinem Vergnügen gewisse Gränzen. Er betrachtet, daß er alle Augenblicke gezwungen seyn kann, in den ewigen Schlaf zu sinken, und also lässet er sich nicht gänzlich von irrdischen Dingen einnehmen. Sie sind ihm nur geliehen, und der Herr, welcher ihm den Gebrauch derselben verstattet, hat auch das Recht, ihm solchen wieder zu entziehen, so bald es ihm gefällt. Doch verachtet deßwegen ein Weiser die Schönheiten der Welt nicht. Er gebrauchet sich derselben mit Vernunft, das heisset: mäßig. Nur alsdenn kann man erst recht vergnügt sterben, wenn man die Annehmlichkeiten der Welt empfunden und gekostet hat.

Wer satt ist, kann mit Lust den vollen Tisch verlassen;
Und wer vergnügt gelebt, kann auch vergnügt erblassen.
Rost.

Ein vernünftiger Mensch muß bey allen seinen Ergötzlichkeiten daran gedenken, daß er davon muß, und dieser Gedanke muß ihn nicht abhalten, daß er sich vergnüge, sondern er muß ihn antreiben, daß er sich vernünftig vergnüge. Lebet er auf diese Art, so kann er, wenn seine Todesstunde herbeykömmt, auf seinem Sterbebette mit zuversichtlichem Vertrauen seine Hände zu seinem Schöpfer falten, und zu ihm sprechen:

HErr!

HErr! mein Schöpfer, du hast mir so unzähliche Dinge zu meinem Vergnügen gegeben: ich danke dir dafür. Du forderst mich nunmehr wieder davon ab; HErr, dein Wille geschehe. Ich habe mein Herz nicht daran gehänget, und kann mich also mit Gelassenheit davon entfernen, ohne vor dem Tode zu erzittern. Ich hoffe vielmehr, du werdest mich in einem andern Leben mit weit größerem Vergnügen beseeligen, da du dich bereits in diesem Leben so unaussprechlich gütig gegen mich erwiesen hast. So kann derjenige, welcher seine höchste Glückseeligkeit nicht in irrdischen Dingen suchet, auf seinem Todbette sprechen.

Es ist wohl erlaubt, vergnügt zu seyn:
Der Dummheit finstre Nächt entstehn
Aus ihrem düftigen Gehirne:
Die Tugend wird noch eins so schön
Bey frohem Muth und heitrer Stirne.

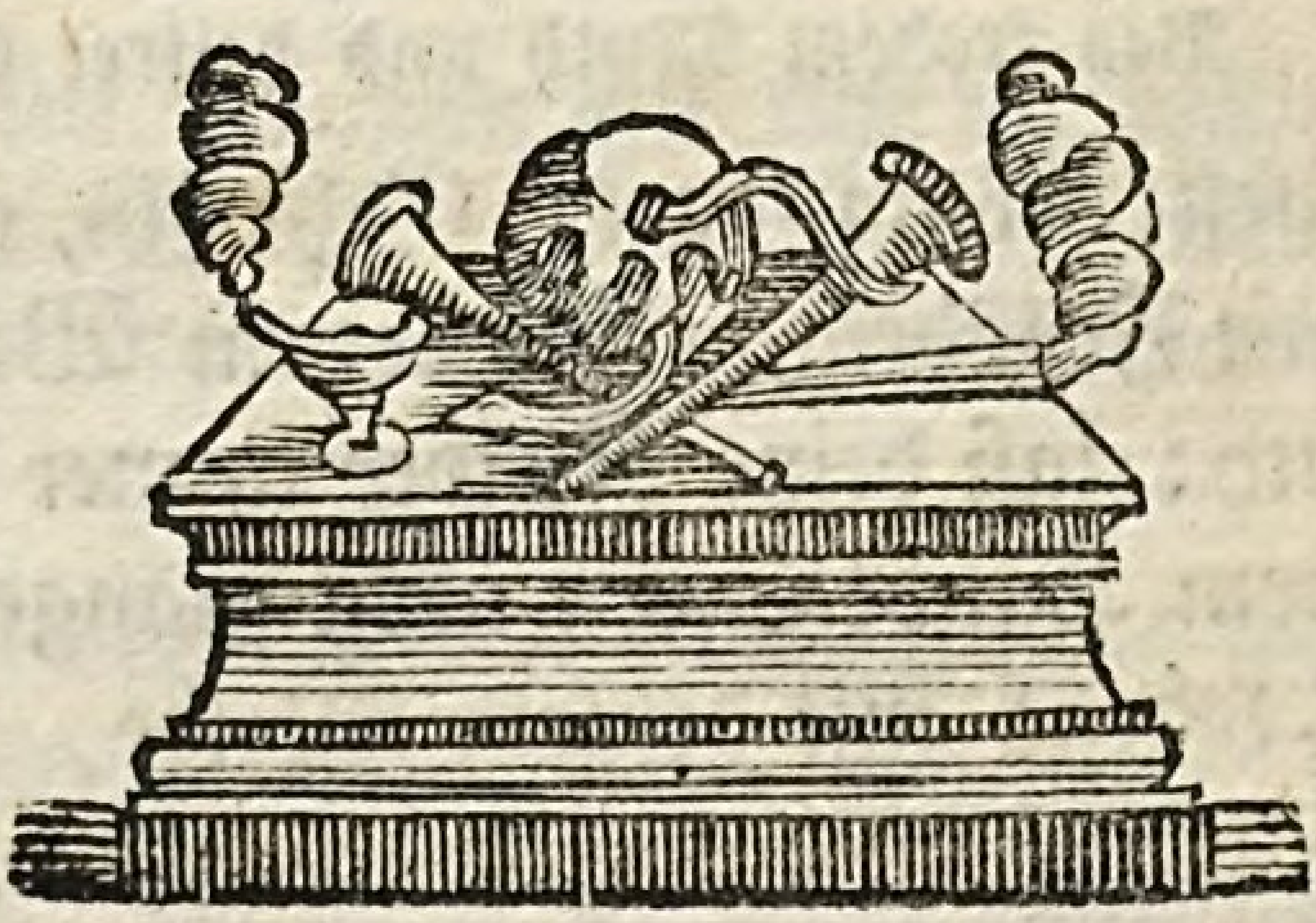
Der weiseste König saget: Gehe hin, und iß dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth; laß deine Kleider immer weiß seyn, und deinem Haupt Salbe nicht mangeln. Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitel Leben lieb hast, das dir GOtt unter der Sonne gegeben hat.

Ein Weiser muß so leben, als ob er jeden Augenblick sterben wollte, und so sterben, als wenn sein Tod nur der Anfang von einem neuen Leben wäre. Nachdem er sich vernünftig an den ihm verliehenen Gütern der Welt vergnüget hat,

so sinket er endlich nachlässig in die Arme des Todes. Allein, er muß auch tugendhaft seyn. Dieses hätte ich nicht nöthig gehabt zu sagen, denn so bald sich ein Mensch den Lastern ergiebet, so ist er nicht mehr weise. Weisheit und Tugend sind unzertrennliche Gefährten, und wenn der Lasterhafte, wie es nicht anders seyn kann, vor seinem herannahenden Tode erzittert; so spricht hingegen der Tugendhafte in seinem letzten Augenblicke:

Wie wohl werd ich einmal im kühlen Schatten ruhn!
Wie sanft wirds thun.

Arnold.



XII. Hein-

XII.

Heinrich der Vierte.

Dieser Held verdienet vor allen andern einen Platz in meinen Materialien. Ich werde mich hauptsächlich bemühen, solche Dinge von ihm anzuführen, welche seinen Caracter in ein helleres Licht setzen, und andern Gelegenheit geben können, ihn ausführlicher zu schildern. Wir haben noch keine vollkommene Lebensbeschreibung von ihm.

Gleich mit der Geburt dieses außerordentlichen Königes mußte auch ein besonderer Umstand verknüpft seyn; denn seine Mutter sang während der Geburtsschmerzen ein französisches Liedchen, und nach der Geburt war sein erstes Getränke Wein an statt der Milch, welchen ihm sein Großvater einflößte, nachdem er vorher den Saft von Knoblauch damit vermischet hatte. Seiner Meinung nach sollte dieses dem Kinde eine muntere und starke Natur zuwegebringen.

Seine Auferziehung war so wenig zärtlich, daß der berühmte Locke selbst nichts darwider einzuwenden gehabt haben würde. Er kletterte mit den Bauerjungen in Bearn an denen Bergen herum, gieng mit bloßem Kopf und Füssen,

setzte sich im Sommer der Hitze, und im Winter der Kälte aus, gieng in schlechtem Tuch gekleidet, und gewöhnte sich frühzeitig an die Arbeit. Diese Auferziehung war ihm hernach bey seinem unruhigen Leben sehr nützlich.

In dem Alter von achtzehn Jahren befand er sich bey einer Schlacht mit den königlichen Truppen gegenwärtig. Ich weiß nicht, ob er selbst commandirt hat. Er bewies sich aber sehr tapfer. Die Schlacht gieng verlohren, und er mußte bey nahe ein ganzes Jahr flüchtig von einem Orte zum andern herumirren.

Er wurde mit dem Könige wieder ausgesöhnet, und im Jahr 1572. mit Margarethen von Valois vermählet. Es ist bekannt, daß diese Vermählung eine Falle war, welche man den Hugenotten legte. Die Bluthochzeit am Bartholomäustage ist ein ewiger Schandfleck in der französischen Geschichte. Excidat illa Dies ævo. Der König ließ ihn vor sich kommen, und sagte: Ou la Mort, ou la Messe. Heinrich zog die Messe dem Tode vor. Darauf machte er den König sicher, entfernte sich heimlich vom Hofe, bekannte sich auf das neue zur reformirten Religion, und warf sich öffentlich zum Haupt der Hugenotten auf.

Als Heinrich der Dritte von dem Jacobinermönche Clement erstochen worden war, setzte er sich den grösten Gefährlichkeiten aus, um die

Krone

Krone zu behaupten. Mit einer handvoll Leute schlug er sich viele Jahr lang mit seinen zehenmal stärkern Feinden herum, und blieb bey nahe allezeit Sieger. Er belagerte Paris mit achttausend Mann, und brachte diese große Stadt, worinn sich zwanzigmal mehr bewafnete Leute befanden, als seine ganze Armee ausmachte, in die äußerste Hungersnoth. Endlich, als er sahe, daß alles nichts half, woferne er die Religion nicht änderte, zog er noch einmal die Messe dem Verluste eines Königreichs vor, so wie er sie schon einmal dem Verluste seines Lebens vorgezogen hatte. Le Roiaume de France, sagte er, vant bien une Messe, und er wurde auch König.

Man pflegte sonsten dazumal auch zu sagen, die Courtisaninnen zu Venedig hätten Heinrich dem Vierten die Krone zuwegegebracht, weil Heinrich der Dritte, während seines Aufenthalts daselbst, einen allzuvertrauten Umgang mit ihnen gehabt.

Er brachte das Königreich wieder in Ordnung, und trachtete darnach, sich zum Oberhaupte der ganzen Christenheit zu machen. Seine weltbekannten Anschläge wegen Errichtung einer allgemeinen christlichen Republik zielten auf nichts anders ab. Die Umstände waren günstig: aber Ravaillacs Mordmesser unterbrach die Ausführung.

Er war sieben und fünfzig Jahre und einige Monathe alt, da er erstochen wurde: Und zeugte

vierzehn Kinder, sechse von der Königinn, und die übrige von seinen Maitressen.

Dieser Prinz gieng in einem Alter von fünfzehn Jahren zum erstenmal zu Felde. Im siebenzehenden erlegte er einen Feind im Treffen; in folgendem rettete er einem von seinen Generals das Leben, und sein Pferd wurde unter ihm erschossen. Er befand sich bey fünf Feldschlachten, und wohnte mehr als hundert Belagerungen und kleinen Treffen bey. Er hat sieben verschiedene Kriege glücklich zu Ende gebracht, und man hat ihm den Namen des Großen mit allem Rechte beygeleget. Man nenne mir den Helden, welcher sich, wie Heinrich, an einem Tage in zwey Treffen befunden hat, und aus beeden als Sieger zurückgekommen ist.

Die Liebe zu dem schönen Geschlechte war seine herrschende Leidenschaft, und verleitete ihn zu vielen fast unglaublichen Ausschweifungen. Er bezeugte einen unüberwindlichen Muth an der Spitze seines Heeres, umd konnte wegen einem Frauenzimmer Thränen vergießen. Er begieng größere Schwachheiten in Ansehung des weiblichen Geschlechts als Herkules, und rühmte sich derselben.

Nach der Schlacht bey Ivry gieng er als ein Bauer verkleidet, zehen Meilen weit durch die mitten um ihn herumliegenden Feinde, um die schöne Gräfin von Guiche zu sehen, deren Abwesenheit er nicht länger ausstehen konnte.

Die

Die schöne Gabriele von Etrees führte er allezeit im Felde mit sich. Er gab einer gewissen Dame vor die Erlaubniß, eine Nacht mit ihr zuzubringen, fünfzigtausend Thaler. Die Herzoginn von Verneuil hatte ihn so gefesselt, daß er würklich eine Eheverschreibung aufgesetzt hatte, welche er ihr einhändigen wollte. Er zeigte solche dem Herzog von Sully, und dieser zerriß sie. Ventre saint gris, sagte der König, je crois que Tu es fou; und Sully antwortete: Plût a Dieu que je fûsse le Seul. Indessen blieb es dabey, und die Schrift war zerrissen.

Mit seiner ersten Gemahlinn, der Margarethe von Valois, konnte er sich nicht vertragen, und doch erwiesen sie sich beederseits, wenn sie von einander entfernet waren, alle Gefälligkeiten, welche sich gute Freunde nur erweisen können. Vielleicht war es ihr nicht damit gedienet, daß er seine Kräfte bey seinen Maitressen verschwendete, und sie wollte einen Gemahl für sich allein haben. Man nennete sie sowohl die Venus als die Minerva von Frankreich.

Auch mit Marien von Medicis lebte er beständig im Streit. Oefters geriethen sie gar in ein Handgemenge. Ihre Hände und Nägel spielten ihm zuweilen so mit, daß er genöthiget wurde, die Thüre zu suchen. So schwach war der Held gegen dem weiblichen Geschlechte, welcher im Felde unüberwindlich war.

Heinrich war tapfer und unermüdet zur Arbeit. Der päbstliche Nuncius fragte ihn einmal, wie lange er schon Krieg geführet habe? So lang ich lebe, antwortete ihm der König. Er saß zuweilen vierzig Stunden ohne abzusteigen zu Pferde. Oft hielt er in einer Hand ein Stück Brod, von welchem er abbiß, und mit der andern machte er Anmerkungen in seine Schreibtafel. Die Soldaten nannten ihn den eisernen König.

Er that einmal einem Mädchen, welches er mit Drohungen zu seinem Willen gezwungen hatte, im Angesichte seiner Armee eine öffentliche Abbitte, schenkte ihr einen ansehnlichen Brautschatz, und gab ihr die Freyheit, sich einen Mann zu wählen, wo sie wollte. Dabey erinnerte er die Umstehende sich vorzusehen, daß sie nicht in eben den Fehler verfielen, welchen zu begehen ihn seine Leidenschaft verleitet hätte. Bezeugte gleich Scipio eine größere Enthaltsamkeit, als er des Allucius 10) Braut unberührt wieder zurückschickte; so zeuget doch diese That Heinrichs des Großen auch von einer höchst großmüthigen Seele. Zudem hatte des Scipio scheinbare Keuschheit eine Staatsabsicht zum Grunde; er gewann dadurch eine ganze spanische Nation.

Heinrich sagte: man müsse sich niemals durch die sich ereignende Schwierigkeiten abschrecken

10) Eines cantabrischen Fürsten, wieder welchen er Krieg führte.

cken lassen. Ich war, sagte er, ein König ohne Land, ein Ehmann ohne Gemahlinn, ein Feldherr ohne Soldaten, ich wollte gern freygebig seyn, und hatte nichts zu verschenken. Nach überwundenen Schwierigkeiten, besitze ich nunmehr ein Königreich, rechtmäßige Kinder, eine zahlreiche Armee, und etliche Millionen in meiner Schatzkammer.

Die Pferde liebte er sehr, und brachte viele Stunden in seinen Ställen zu. Er pflegte sie seine getreueste Hofleute zu nennen. Niemals zeigte er den Fremden die Kostbarkeiten seines Pallastes, ohne sie zugleich seine Ställe besichtigen zu lassen.

Er war ungemein gnädig und großmüthig, und vergab denenjenigen gerne, welche ihn beleidiget hatten. Er verziehe dem Marschall von Biron dreymal, ehe er ihm den Kopf abschlagen ließ, und würde es vielleicht zum viertenmal gethan haben, wenn der Marschall nicht zu eigensinnig dazu gewesen wäre, seinen Fehler zu bekennen.

Der Herzog von Savoyen fragte ihn, wie viel er an Einkünften aus seinem Königreich ziehe? So viel als ich will, antwortete der König. Denn weil mich meine Unterthanen lieben, so sehen sie alle ihre Güter als mein Eigenthum an.

Gewisse Leute riethen ihm, sich eben dieses Herzogs von Savoyen [11]), welcher nach Paris gekommen war, seine Streitigkeiten mit dem Könige beyzulegen, zu versichern. Er gab zur Antwort: Franz der Erste habe ihn gelehret, sein Wort in dergleichen Vorfällen zu halten. Wenn der Herzog von Savoyen das seinige gleich öfters nicht gehalten habe; so seye er, der König, deswegen nicht berechtiget, ein gleiches zu thun. Ein Lasterhafter könne sich niemals auf Beyspiele berufen.

Ein ausländischer Prinz sagte bey Besichtigung der Capelle zu Fontainebleau, der König habe GOtt allzuenge logirt. GOtt, erwiederte Heinrich der Große, wohnet nicht in steinernen Gebäuden, er wohnet in unsern Herzen.

Dieser große König war nicht gelehrt, aber doch las er gerne historische und theologische Schriften, und liebte den Umgang mit Gelehrten. Er pflegte zu sagen: man fände, in einigen Büchern gewisse Stellen, welche von keiner Erheblichkeit zu seyn schienen, und ihm doch bey Gelegenheit wichtige Dienste geleistet hätten. So pflegte der große Leibniz, (denn es ist kein Fehler, einen grossen Weltweisen mit einem großen Könige zu vergleichen) auch die verachteteste Bücher zu lesen, weil, wie er sagte, kein Buch so schlecht seye, worinne nicht ein guter Gedanke anzutreffen wäre. Aber die gute von den schlechten zu unterscheiden,

11) Es war Karl Emanuel der Zweyte.

scheiden, dazu wird der Geist eines Heinrichs oder eines Leibnizes erfordert.

Die Rechtsgelehrte konnte er nicht leiden. Die Processe waren ihm zuwider, und er war willens, alle Auslegungen über die Gesetze verbrennen zu lassen. Er sagte: ein einiger Feldzug legte öfters die Streitigkeiten zwischen großen Potentaten bey, und ein Rechtshandel zwischen Privatpersonen, welcher zwanzig Thaler anbeträfe, währete öfters so lange, daß die Urenkel der streitenden Parthien den Ausgang nicht erlebten.

Aus den Aerzten machte er ebenfalls nicht viel. Er hielt mit dem Kayser Tiberius dafür, wenn der Mensch dreyssig Jahre erreichet habe, so habe er derselben nicht mehr nöthig.

Für die Geschichtschreiber hatte er eine große Hochachtung. Er gab verschiedenen einen jährlichen Gehalt, und ließ sich öfters vernehmen, er wolle demjenigen, welcher ihm die verlohren gegangene Stücke des Livius und Tacitus wieder verschaffen würde, zwey Städte schenken.

Er sagte, er trage mehr Hochachtung vor den Mäcenas, als vor Alexandern den Großen; und beneide die Glückseeligkeit Augusts, welcher so viele witzige Köpfe an seinem Hofe gehabt habe. Er für seine Person würde sich den Wissenschaften gewidmet haben, wenn es auf seine Wahl angekommen wäre, aber die Noth habe ihn zum Soldaten gemacht.

Ein Officier von großem Ansehen sagte einmal, Heinrich sollte ihn durch alle ersinnliche Wohlthaten doch nicht bewegen können, ihn zu lieben. Ich will ihm so viele erzeigen, antwortete der König, daß er auch wider seinen Willen darzu gezwungen werden solle.

Ein gewisser Mönch redete in seiner Gegenwart von einem kürzlich vorgefallenen Treffen, und hatte viel bey der Anordnung zum Gefecht auszusetzen. Mein Pater, sagte der König, bringet mir doch euer Breviarium, und zeiget mir, wo ihr alle diese schöne Regeln gefunden habt.

Ein Bauer aus Bearn, mit welchem er von Jugend auf sehr vertraulich umgieng, sagte einmal zu ihm: Ich bin zwar nur ein schlechter Bauer, und Euer Majest. ein großer König, dem ohngeachtet bin ich viel tugendhafter. Bisher habe ich Sie gegen alle meine Bekannte vertheidiget, aber nun kann ich solches nicht mehr thun. Alle ihre Tugenden werden dadurch verdunkelt, daß Sie in beständigem Ehebruche leben. Der König sagte hernach zu seinen Vertrauten: Er habe einem Prediger zugehöret, welcher besser seye, als alle die von der Sorbonne.

Was für Züge von einem guten Naturell, von Gütigkeit, Tapferkeit, Großmuth, Einsicht, von allem, was erfordert wird einen großen Monarchen zu bilden! Es ist wahr, die allzugroße Neigung zu dem weiblichen Geschlechte, und die

aus

aus dieser Quelle entsprungene Schwachheiten, werfen einigen Schatten über die so schönen übrigen Züge dieses Gemähldes. Aber wo ist der Held ohne Schwachheiten? Er ist ein Mensch wie andre.

Heinrich der Große hatte viele Ahndungen von seinem bevorstehenden Tode. Er verwarf sie aber alle als leere Einbildungen. Wer will seinem Schicksaale entfliehen? Manet inevitabile Fatum.

Dies ist nur ein sehr kleiner Theil von demjenigen, was bey Heinrichen dem Großen zu bemerken vorkömmt. Ich wünsche, daß sich eine dazu geschickte, aber keine voltairische Feder, bemühen möchte, uns eine vollkommene Lebensbeschreibung von ihm zu liefern. Diese würde zugleich eine der merkwürdigsten, angenehmsten und lehrreichsten seyn.

XIII.

Auferstehung.

Die Lehre von der Auferstehung ist so wichtig für uns, daß ich ihrer billig in meinen Materialien gedenke. Andere mögen ein vollkommenes Gebäude aufführen.

Ich betrachtete einen Seidenwurm, wie er sich einsponne, und sich selbst sein Grab verfertigte. Ruhig nimmt er seine Wohnung darinn, um als ein weit schöneres Insekt wieder herfür zu kommen, wenn seine bestimmte Zeit da ist. Ein lehrreiches Vorbild unseres künftigen Zustandes! Lasset uns, wenn die Stunde da ist, gelassen zur Ruhe eingehen! Wir werden einen kleinen Augenblick in sanfter, in ungestörter Ruhe schlafen, bis die Zeit herbeykömmt, da wir in einem verklärtern, glänzenderen Zustande erscheinen sollen.

Der Wurm, wenn er seine Hülse ableget, bekömmt Flügel: er ist schöner als zuvor; er bekömmt einen neuen Zusatz zu seinen Kräften. Sollte der Mensch, welcher so weit über ein solches Insekt erhaben ist, nicht mit stärkeren Seelen und Leibeskräften versehen, von seinem Schlafe wieder auferstehen? Sollte ihn der allmächtige Schöpfer

Schöpfer, bereits in diesem Leben, mit so vielen, alle andre Geschöpfe übertreffenden Seelen- und Leibeskräften ausgerüstet haben? O! lasset uns dieses nicht denken! Der Tod ist nur der Anfang eines weit herrlichern Lebens. Die ganze Natur beweiset mir die Möglichkeit einer Auferstehung, eines zweyten Lebens. Wie lehrreich ist sie nicht, wenn man sie nur aufmerksam betrachten wollte!

Die Möglichkeit der Auferstehung unserer Leiber ist schon so oft von frechen Freygeistern angegriffen, und schon so oft von den berühmtesten Gottesgelehrten vertheidiget worden, daß es sehr überflüssig zu seyn scheinet, noch mehr davon zu sagen. Es ist mir aber so viel daran gelegen, eine gewisse Versicherung davon zu erhalten, daß ich die Beschäftigung mit diesem Gegenstande vor eine der wichtigsten halte. Ich schreibe auch keine Abhandlung, ich will nur Materialien zusammentragen, derer sich andere vielleicht mit Nutzen bedienen können.

Die coptische Christen in Egypten haben, ihrer Meinung nach, den leichtesten Beweis vor die Möglichkeit der Auferstehung gefunden. Sie berufen sich auf die Erfahrung. Nicht weit von Al Kahira ist eine Ebene, welche man das heilige Feld 12) nennet. Dahin gehen zu einer gewissen

12) Es führet diesen Namen deswegen, weil die Copten glauben, es liege eine große Zahl ihrer Märtyrer daselbst begraben.

wissen Zeit des Jahres die Priester mit großem Gepränge, verlesen das sieben und dreyßigste Capitel Hesekiels, und beschwören die Erde, ihre Todten wieder zu geben. Sogleich erhebt sich ein Geräusche, und hier kommt ein Arm, dort ein Fuß, da eine Hirnschale herfür. Drey Tage lang lassen sich diese Knochen öffentlich sehen, aber sie vereinigen sich nicht miteinander. Endlich verbergen sie sich wieder unter die Erde. Das ganze Volk der Copten ist von der Würklichkeit dieses Wunders überzeugt, und verschiedenen Reisenden, welche darüber lachten, ist sehr übel begegnet worden.

Wenn man eine Erfahrung, welche sich auf Betrug und Aberglauben gründet, für wahr annehmen könnte, so wäre die Sache leicht entschieden. Aber welcher vernünftige Mensch wird dieses thun? Daher gründen andere den Beweis von der Möglichkeit einer Auferstehung auf die Aehnlichkeit mit einem Waitzenkorne, welches in die Erde begraben würde, verfaulte, und hernach im Frühjahr wieder auflebte. Dieses Gleichniß, hörte ich einmal einen Deisten sagen, beweiset nichts. Der menschliche Cörper verfaulet wohl, aber das Waitzenkorn verfaulet nicht. Man sollte sich mit dergleichen Beweisen wohl in acht nehmen, um den Freygeistern keine Gelegenheit zum Spotte zu geben. Paulus, auf welchen man sich hierbey berufet, sagt nur: Was du säest, ist nicht der Leib, der werden solle; und

vorher: es wird gesäet verweslich, nämlich etwas, das verwesen kann, nicht aber würklich verweset, 1. Cor. XV.

Sollte man denn wohl nicht im Stande seyn, die Einwürfe wider die Möglichkeit einer Auferstehung zu beantworten? das sey ferne. Trettet herbey, ihr Unglaubigen; lasset hören, was ihr für Gründe habt, unsere Meinung zu verwerffen; wir wollen sie euch beantworten.

Sie kommen. Was für triumphirende Gesichter! Welche Einbildung, den kleinen Geist, der sich auf die Offenbahrung beruft, niederzuschlagen, so bald ihm diese Stütze benommen wird. Keine Offenbahrung also, meine Herren, nichts als Vernunft? O! besässet ihr nur würklich die Vernunft, womit ihr prahlet, ihr sogenannte starke Geister, wie bald würdet ihr überzeugt seyn.

Wie ist es möglich, sagt Timon, die aufgelösete Theilchen eines Körpers wieder zusammen zu bringen? Sie zerstreuen sich über den ganzen Erdboden. Ein jedes Element empfängt wieder seinen Antheil davon. Sie vereinigen sich, jedes nach seiner Art, wieder mit ihren Urstoffen. Wer kann wissen, wo sich ein jedes aufhält, und ihm wieder herbey ruffen?

Aber höre, Timon, ist GOtt nicht allwissend? Er ist es, nach deinem eigenen Geständniß; Und, ist er allwissend, so weiß er auch,

wo sich ein jedes von diesen Theilchen befindet, so gut, als wenn er es in einem besondern Behältnisse verwahret hätte.

Wir verlieren, wendet Fronto ein, alle Tage etwas von der Materie, woraus unser Leib bestehet; und täglich wird dieser Abgang auch wieder ersetzt. Wenn nun nach der Auferstehung ein Körper alle diese Theilchen wieder an sich nehmen sollte, so würde er von einer ungeheuren Größe werden.

Wie aber, wenn der Cörper nur mit denenjenigen Theilchen wieder auferstünde, (und so wird er auferstehen) welche er in dem Augenblicke des Todes würklich an sich hatte?

Frolockend ruft Menander, der verwesete Leib wird nach vielen Veränderungen in das Fleisch und Blut anderer Leiber verwandelt. Wie ist es möglich, diesem Leibe alle seine Theile wieder zu verschaffen? Oder wenn gleich dieses möglich wäre, so würden durch die Ergänzung eines einigen Cörpers hundert andere nicht mehr ganz seyn.

Du frolockest nicht umsonst, Menander, dein Einwurf scheint wichtig. Aber da dieser Umlauf und dieser Uebergang der Theilchen von einem Körper in den andern unaufhörlich währet, so muß auch ein gewisser Zeitpunct seyn, da ein gewisser Leib gerade nur die ihm zugehörige, und kein Theilchen von einem andern an sich hat, und dies ist der Zeitpunct seines Todes.

Noch

Noch nicht genug: unser Leib hat viele Gliedmassen, welche nach der Auferstehung keinen Nutzen mehr bringen, was soll aus diesen werden?

Ich könnte leicht auf diese Frage antworten: Ich weiß es nicht. Allein ich will lieber sagen: Diese Gliedmaßen werden in andere verwandelt, und zu einem anderen Gebrauche angewendet werden, doch so, daß auch nicht das kleinste Theilchen von dem ehemahligen Leibe zurückbleibet.

Dies sind die vornehmste Einwendungen der Gegner wider die Möglichkeit der Auferstehung. Die übrige verdienen keine Beantwortung. Nimmt man die Offenbahrung, deren Göttlichkeit tausendfach erwiesen ist, mit zu Hülfe, so muß derjenige blinder als ein Maulwurf seyn, welcher sich doch noch unterstehet, die Auferstehung zu läugnen.

Nur diejenige, welche sich vor dem Richter scheuen, suchen die Auferstehung zu läugnen. Die Natur und die Vernunft überzeugen uns von der Möglichkeit, und die Offenbahrung von der Würklichkeit derselben. Und was ist tröstlicher, was ist erfreulicher, als die Hofnung einer zukünftigen Auferstehung? Heil uns! daß wir uns mit diesem Troste in unserer Todesstunde aufrichten können. Aber wie werden diejenige, welche diesen seeligen Trost aus Muthwillen von sich stossen, nicht erzittern,

Wenn uns einst zum Gerichte des Engels Stimme weckt.

XIV.

Geschichte der Troglodyten aus dem Französischen des Herrn von Montesquieu.

——— ——— ——— *Vindice nullo,*
Sponte sua, sine Lege, fidem rectumque colebant;
Poena metusque aberant: Nec vincla minantia fixo
Aere ligabantur ——— ——— ———

Ovid.

Die Troglodyten, ein kleines Volk, wohnten ehemals in Arabien. Sie stammten von denenjenigen Troglodyten her, welche, wenn wir einigen Geschichtschreibern Glauben beymessen dörfen, eher wilden Thieren als Menschen ähnlich waren. Die, von welchen ich rede, waren keine solche Ungeheuer. Sie waren nicht rauch wie die Bären, sie zischten nicht wie die Schlangen, an statt vernehmlich zu reden, sie hatten auch Augen. Allein sie waren so boshaft und so wild, daß man unter ihnen nicht die geringste Spur von Billigkeit oder Gerechtigkeit gewahr werden konnte.

Sie wurden von einem Könige beherrschet, welcher aus einem andern Geschlechte herstammete.

mete. Er begegnete seinen Unterthanen mit der äußersten Strenge, weil er ihre wilde Gemüthsart zu bezwingen suchte. Aber die Troglodyten verschwuren sich wider ihren König, ermordeten ihn, und rotteten sein ganzes Geschlecht aus.

Nach dieser That versammleten sie sich, eine andere Regierungsart auszusuchen. Nach vielen Streitigkeiten erwählten sie Richter. Kaum war dieses geschehen, so wurden ihnen diese neue Oberhäupter schon wieder unerträglich, und sie ermordeten solche ebenfalls.

Nunmehr zog dieses Volk nichts als seine wilde Gemüthsbeschaffenheit zu Rathe. Alle kamen darinn überein, daß sie sich gar keinem Oberherrn mehr unterwerffen wollten. Ein jeder sollte nur um seine eigene Wohlfarth bekümmert seyn, ohne sich um die Wohlfarth anderer zu bekümmern.

Dieser Schluß der ganzen Nation gefiel einem jeden insbesondere ungemein wohl. Was habe ich nöthig, sagte einer von ihnen, mir Mühe zu machen, indem ich für andere arbeite, um welche ich mich nicht zu bekümmern habe? Jetzt werde ich für mich allein sorgen. Genug, wenn ich nur glücklich bin, was ist mir daran gelegen, ob andere auch glücklich sind? Ich werde mir alles, was mir nöthig ist, anschaffen, und habe ich dieses, so ist es mir gleichgültig, ob die übrigen Troglodyten zu Grunde gehen oder nicht.

Die Zeit rückte herbey, daß man das Feld bauen mußte. Ein jeder sagte: ich will nicht mehr aussäen, als so viel ich zu meinem eigenen Unterhalt nöthig habe. Mehr würde mir zu nichts nütze seyn. Ich will mir keine vergebliche Mühe machen.

Die Felder dieses kleinen Landstriches waren nicht von einerley Beschaffenheit. Einige lagen auf Hügeln, und waren trocken; andere in niedrigen Thälern, und wurden von kleinen Bächen gewässert. In diesem Jahre war die Dürre außerordentlich. Diejenige Felder, welche hoch lagen, trugen nichts: und diejenige, welche Wasser hatten, waren außerordentlich fruchtbar. Die Bewohner der niedrigen Gegenden weigerten sich ihre Erndte mit ihren Nachbarn zu theilen, und also giengen die Bewohner der Hügel bey nahe vor Hunger zu Grunde.

Das folgende Jahr regnete es häufig. Die hochliegende Felder waren ungemein fruchtbar, und die niedrigen wurden überschwemmt. Nunmehro klagte die andere Helfte des Volkes über Hunger. Allein diese Elende fanden eben so unbarmherzige Leute vor sich, als sie im verflossenen Jahre selbst gewesen waren.

Einer von den vornehmsten Troglodyten hatte ein sehr schönes Weib. Sein Nachbar verliebte sich in dieselbe, und entführte sie ihm. Hieraus entstand ein heftiger Streit zwischen diesen

sen zwey Männern. Nach vielen Schimpfworten und Schlägen wurden sie endlich eins, sich dem Ausspruche eines andern Troglodyten zu unterwerffen, welcher unter der vorhergehenden Regierung in großem Ansehen gestanden war. Sie giengen zu ihm, und wollten ihm ihre Streitsache vortragen. Was gehet es mich an, sagte dieser Mann, welchem von euch beeden das Weib zugehöret? Ich muß auf meinem Acker arbeiten. Sollte ich meine Zeit mit Entscheidung eurer Streitigkeiten verlieren? Sollte ich mich mit euren Angelegenheiten beschäftigen, und meine eigene versäumen? Ich bitte euch, lasset mich zufrieden, und beunruhiget mich nicht mehr. Er verließ hierauf die beede strittige Parthien, und gieng an seine Arbeit. Der Räuber war der stärkste. Er schwur, er wolle lieber sterben, als das Weib ihrem Manne wieder geben. Der andere begab sich nach seiner Hütte, bestürzt über die Ungerechtigkeit seines Nachbars, und über die Härte seines erwählten Richters. Auf dem Wege begegnete ihm eine junge und schöne Frau, welche Wasser geholt hatte. Er hatte kein Weib mehr. Diese gefiel ihm, und sie gefiel ihm noch mehr, als er erfuhr, daß sie die Frau desjenigen war, welchen er zum Schiedsrichter erwählet hatte, und der bey seinem Unglück so unempfindlich geblieben war. Er nahm sie also weg, und führte sie in seine Hütte.

Ein anderer Troglodyte besaß einen Acker, welchen er mit der grösten Sorgfalt bauete. Zwey

von seinen Nachbarn vereinigten sich wider ihn, jagten ihn aus seiner Wohnung, und bemächtigten sich seines Ackers. Sie verbanden sich miteinander, daß sie sich gegen einen jeden, welcher sie angreifen würde, gemeinschaftlich vertheidigen wollten, und erhielten sich durch dieses Mittel, einige Monathe über, in dem Besitze des Gutes. Endlich wurde der eine von ihnen verdrüßlich darüber, daß er dasjenige mit einem andern theilen sollte, was er doch allein zu besitzen wünschte. Er erschlug den andern, und wurde allein Herr des Ackers. Seine Herrschaft währete nicht lange. Zwey andere Troglodyten fielen ihn an. Er war zu schwach sich gegen zwey Feinde zu vertheidigen, und wurde getödtet.

Ein bey nahe ganz nackender Troglodyte sahe Wolle, welche man verkaufen wollte. Er fragte nach dem Preise. Der Verkäufer sagte bey sich selbst: Ordentlicher Weise darf ich mir nicht weiter Geld vor meine Wolle versprechen, als so viel mir zu Erkaufung zweyer Maaße Korn nöthig ist. Allein jetzo will ich sie viermal so theuer verkaufen, damit ich acht Maaße bekomme. Hier war kein anderes Mittel; der geforderte Preis mußte bezahlet werden. Nach Empfang des Geldes sagte der Verkäufer: Nun bin ich zufrieden; ich werde Korn bekommen. Was? erwiederte der andere, hast du Korn nöthig? Ich habe welches zu verkaufen. Der Preis wird dich vielleicht zu hoch dünken, allein

du weissest, daß das Korn würklich sehr theuer ist, und allenthalben mangelt. Gieb mir mein Geld wieder, so will ich dir ein Maaß Korn dafür geben. Ich verkaufe es dir auf keine andere Weise, und soltest du gleich für Hunger sterben.

Eine grausame Krankheit verwüstete hierauf die ganze Gegend. Es fand sich ein geschickter Arzt aus einem benachbarten Lande ein, und seine Arzneymittel hatten einen so glücklichen Erfolg, daß alle, welche sich seiner Cur anvertrauten, wieder gesund wurden. Da die Seuche aufgehört hatte, gieng er zu denenjenigen, welche durch seine Sorgfalt wieder gesund worden waren, und verlangte eine Belohnung. Sie weigerten sich alle, ihm etwas zu geben. Er kehrte wieder in sein Land zurücke, wo er endlich von den Beschwerlichkeiten einer langen Reise ganz abgemattet wieder anlangte. Bald darauf vernahm er, daß die vorige Seuche mehr als jemals das Land verwüstete. Die Troglodyten suchten ihn vor diesesmal selbst auf, und warteten nicht, bis er zu ihnen kam. Gehet, ungerechte Leute, sagte er zu ihnen, ein viel schädlicheres Gift, als dasjenige, wovon ich euch befreyen soll, hat eure Seelen angestecket. Ihr verdienet keine Wohnung auf Erden, weil ihr keine Menschlichkeit besitzet, und die Vorschriften der Billigkeit nicht kennet. Ich müßte befürchten, die Götter zu beleidigen, welche euch bestrafen, wenn ich mich ihrem gerechten Zorne widersetzen wollte.

So giengen die Troglodyten durch ihre eigene Bosheit zu Grunde. So wurden sie Schlachtopfer ihrer eigenen Ungerechtigkeit. Nicht mehr als zwey Haushaltungen entgiengen dem allgemeinen Unglück ihres Vaterlandes. Die zwey Häupter derselben waren ganz besondere Männer. Sie waren leutseelig, kannten die Gerechtigkeit, und liebten die Tugend. So wohl durch die Aufrichtigkeit ihrer eigenen Herzen, als das allgemeine Verderben ihrer übrigen Landsleute vereiniget, sahen sie die allgemeine Verwüstung, und fühlten solche blos durch das Mitleiden mit ihren Mitbürgern. Dies war der Beweggrund zu einem neuen Bündnisse unter ihnen. Sie arbeiteten mit vereinigter Sorgfalt für ihren gemeinschaftlichen Nutzen. Es erhub sich niemals keine Zwistigkeit unter ihnen, als welche aus einer zärtlichen Freundschaft entstand, und sie genossen eines stillen und glücklichen Lebens, in der einsamsten Gegend ihres Vaterlandes, abgesondert von ihren Landesleuten, welche ihres Umganges unwürdig waren. Die Erde schien ihre Früchte freywillig herfür zu bringen, da sie von so tugendhaften Leuten gebauet wurde.

Sie liebten ihre Weiber, und wurden von ihnen auch wieder zärtlich geliebt. Sie wendeten allen Fleiß an, ihre Kinder tugendhaft aufzuziehen. Ohne Unterlaß stelleten sie solchen das betrübte Beyspiel der andern Troglodyten für. Vor allen Dingen aber suchten sie ihnen begreiflich zu machen, daß die Wohlfarth einzelner

Per-

Personen allezeit in die allgemeine Wohlfarth eingeschlossen ist; daß man in sein eigenes Verderben rennet, wenn man sich von der Gesellschaft absondern will; daß die Tugend keine schwere Sache ist; und daß die wahre Selbstliebe in der Ausübung der Gerechtigkeit gegen andern bestehet.

Kurze Zeit darauf hatten sie den Trost aller tugendhaften Eltern, nämlich Kinder zu sehen, welche ihnen glichen. Das neue Volk, welches unter ihren Augen entstand, vermehrete sich durch glückliche Heyrathen. Ihre Anzahl vergrößerte sich, ihre Einigkeit aber blieb beständig, und ihre Tugend, an statt durch eine größere Menge von Leuten geschwächt zu werden, wurde vielmehr durch eine größere Menge von Beyspielen aufgemuntert und gestärkt.

Wer wäre im Stande, das Glück dieser Troglodyten zu beschreiben? Ein so gutes Volk mußte von den Göttern geliebet werden. So bald es die Augen so weit öfnete, daß es die Götter konnte kennen lernen, so lernte es dieselbige auch fürchten. Durch die Religion wurden seine Sitten sanfter, wo die Natur solche noch zu rauh gebildet hatte.

Diese neue Troglodyten ordneten Festtage zur Ehre der Götter an. Die Jünglinge und die mit Blumen gezierte Jungfrauen feyerten solche durch ihre Tänze bey dem frohen Schalle der Feldmusik. Man hielt öffentliche Mahlzeiten,

ten, und Freude und Mäßigkeit herrschten dabey. Die ungekünstelte Natur sprach bey diesen Zusammenkünften. Da lernte man Herzen verschenken und Herzen annehmen. Da legte die jungfräuliche Scham ein überaschtes, aber bald durch die Einwilligung der Väter bekräftigtes Geständniß ab; und da ergötzte sich die liebreiche Mutter an der Voraussicht einer zärtlichen und getreuen Verbindung.

Man besuchte den Tempel, um die Gnade der Götter zu erbitten, nicht aber Reichthum, oder einen beschwehrlichen Ueberfluß zu begehren. Solche Wünsche waren unanständig vor die glückliche Troglodyten. Sie wünschten nichts, als was zum Wohl ihrer Mitbürger gereichen konnte. Sie warfen sich nur darum vor den Altären nieder, um die Gesundheit ihrer Eltern, die Einigkeit ihrer Brüder, die Zärtlichkeit ihrer Weiber, die Liebe und den Gehorsam ihrer Kinder von den Göttern zu erflehen. Die Jungfrauen brachten ihre zärtliche Herzen dahin, und begehrten keine andre Gnade, als die, einen tugendhaften Troglodyten glücklich zu machen.

Am Abende, wenn die satte Heerde die Waide verlassen, und die ermüdete Ochsen den Pflug zurücke gebracht hatten, versammelten sie sich, und besungen bey einer mäßigen Mahlzeit die Ungerechtigkeit der ersten Troglodyten und derselben Unglück, die in einem neuen Volke wieder auflebende Tugend, und ihre eigene Glückseeligkeit.

seeligkeit. Sie besungen ferner die Macht der Götter, ihre, denenjenigen, von welchen sie verehret werden, allezeit gegenwärtige Gnade, und ihren, vor diejenige, von welchen sie verachtet werden, allezeit unvermeidlichen Zorn. Hierauf beschrieben sie die Annehmlichkeiten des Landlebens, und das Glück eines allezeit mit Unschuld geschmückten Lebenswandels. Endlich überliessen sie sich den Annehmlichkeiten eines Schlafes, welcher niemals durch Sorgen oder Bekümmernisse unterbrochen wurde.

Die Natur versorgte sie reichlich mit allem, was ihre Wünsche zu erfüllen, das ist, zu ihrer Nothdurft, erfordert wurde. In diesem glücklichen Lande war die Haabsucht unbekannt. Sie machten sich untereinander Geschenke, aber derjenige, welcher sie austheilte, glaubte allezeit vor demjenigen etwas voraus zu haben, welcher sie empfieng. Das ganze Volk der Troglodyten sahe sich als ein einiges Hausgesind an. Die verschiedene Heerden liefen beständig untereinander vermischt herum, und die einige Mühe, welche man sich aber gewöhnlicher Weise zu ersparen suchte, war, solche wieder voneinander zu scheiden.

Ein junger Troglodyte sagte bey sich selbst: Morgen will mein Vater seinen Acker pflügen; ich will aber zwey Stunden früher aufstehen, und wenn er auf den Acker kömmt, wird solcher schon bearbeitet seyn.

Ein

Ein andrer sagte: Es scheinet, als ob meine Schwester einem von unsern jungen Leuten gefiele, ich will mit meinem Vater reden, und ihn dahin zu bewegen suchen, daß er in diese Heyrath williget.

Wieder einer sprach: Ich muß in den Tempel gehen, um den Göttern Dank zu sagen: Denn mein Bruder, welcher so sehr von meinem Vater und von mir geliebt wird, hat seine Gesundheit wieder erlanget.

Noch ein anderer ließ sich vernehmen: Diejenige Leute, welche auf dem Acker, der an den unsrigen stösset, arbeiten, sind der Sonnenhitze allzusehr ausgesetzet; Ich will hingehen, und zween Bäume pflanzen, damit diese arme Leute zuweilen unter dem Schatten ausruhen können.

Eines Tages waren etliche Troglodyten beyeinander. Ein alter Mann redete von einem jungen Menschen, welcher im Verdacht war, als ob er eine gewisse böse That begangen hätte, und tadelte solchen deswegen. Wir glauben nicht, sagten die jungen Troglodyten, daß er das Laster, dessen man ihn beschuldiget, begangen habe; ist er aber schuldig, so wünschen wir, daß er der letzte seines Geschlechtes seyn möge.

Man gab einem von ihnen Nachricht, daß einige Fremde sein Haus geplündert, und alles mit sich weggenommen hätten. Wenn ihnen diese Güter, sagte er, auf eine rechtmäßige Art

zukämen, so würde ich wünschen, daß ihnen die Götter den Genuß davon länger als mir vergönnen möchten.

Eine solche Glückseeligkeit zog den Neid nach sich. Die benachbarte Völker vereinigten sich miteinander, und beschlossen unter einem nichtigen Vorwande, die Troglodyten ihrer Heerden zu berauben. Als die Troglodyten davon Nachricht erhielten, so schickten sie Abgeordnete an ihre Feinde, und der Vornehmste von diesen redete also:

Wodurch haben euch die Troglodyten beleidiget? Haben sie euch eure Weiber entführet, euer Vieh geraubet, eure Aecker verwüstet? Nein, gewiß nicht, denn wir sind gerecht und fürchten die Götter. Was verlanget ihr also von uns? Begehret ihr Wolle zu Kleidern? Begehret ihr Milch von unsern Heerden, oder Früchten von unsern Feldern? Leget die Waffen nieder, und kommet im Frieden zu uns, wir wollen euch alles dieses geben. Aber wir schwören zu gleicher Zeit, daß wir euch, wofern ihr unser Land als Feinde betretten werdet, für ungerechte Leute ansehen, und euch wie den wilden Thieren begegnen werden.

Man hörte diesen Vortrag mit Verachtung an. Diese wilde Völker fielen mit gewafneter Hand in das Land der Troglodyten ein, welches sie nur durch eine nackende Unschuld beschützet zu seyn glaubten.

Allein die Troglodyten hatten sich zur Gegenwehre gerüstet. Sie nahmen ihre Weiber und Kinder in die Mitte; sie erstaunten über die Ungerechtigkeit ihrer Feinde, und nicht über deren Anzahl. Ein neuer Eifer hatte ihre Seelen angeflammt. Einer wollte für seinen Vater, ein anderer für sein Weib und seine Kinder sterben. Dieser für seine Brüder, und jener für seine Freunde. Aber alle wollten für die allgemeine Wohlfarth der Troglodyten ihr Leben aufopfern. Die Stelle desjenigen, der getödtet wurde, war sogleich durch einen andern ersetzt, welcher, außer der gemeinen Sache, noch den Tod eines besondern ihm verwandten Menschens zu rächen hatte.

Dies war der Kampf der Ungerechtigkeit und der Unschuld. Diese verzagte Völker, welche nichts als Beute suchten, schämten sich nicht zu fliehen. Sie wichen der Tugend der Troglodyten, ohne davon gerührt zu werden.

Da ihre Zahl immer mehr zunahm, so hielten es die Troglodyten endlich für rathsam, einen König zu erwählen. Sie kamen alle darinn überein, daß man die Krone dem Gerechtesten aufsetzen müsse, und alle richteten die Augen auf einen Mann, welcher so wohl wegen seines Alters, als wegen seiner Tugenden ehrwürdig war. Er hatte sich nicht bey ihrer allgemeinen Versammlung einfinden wollen, sondern war von Betrübniß eingenommen, nach seiner Hütte gegangen.

Als

Als die Abgeordnete des Volkes sich bey ihm einfanden, und ihm die auf ihn gefallene Wahl bekannt machten, so sagte er zu ihnen: Das verhüten die Götter, daß ich den Troglodyten den Schimpf erweisen, und mir einbilden sollte, ich seye der Gerechteste unter ihnen. Ihr traget mir die Krone an, und wenn es das ganze Volk ausdrücklich so verlanget, so bin ich freylich gezwungen sie anzunehmen. Allein, bedenket, daß ich für Schmerzen sterben werde, wenn ich die Troglodyten als meine Unterthanen betrachten solle, welche ich, so lange ich lebe, als freye Leute gekannt habe. Bey diesen Worten vergoß er häufige Thränen. Unglücklicher Tag, rief er aus, warum mußte ich dich erleben? Er fuhr hierauf mit ernsthafter Stimme fort: Ich sehe wohl, was euch fehlet, o ihr Troglodyten! Die Tugend fangt an euch beschwerlich zu fallen. In dem Zustande, worinn ihr bis ietzo ohne Oberhaupt gelebt habt, waret ihr gezwungen, der Tugend zu folgen. Ohne diese würdet ihr euch nicht haben erhalten können, und in das Unglück eurer Voreltern verfallen seyn. Dieses Joch fället euch nunmehr zu schwer. Ihr wollet lieber einem Fürsten unterthänig seyn, und dessen Gesetzen gehorchen, weil sie euch weniger strenge, als eure bisherige Sitten vorkommen. Ihr wisset, daß ihr auf diese Art euren Ehrgeiz vergnügen, Reichthümer sammlen, und in niederträchtiger Wollust werdet schmachten können. Ihr wisset, daß ihr alsdenn keiner Tugend mehr nö-

 thig

thig habet, wenn ihr euch nur hütet, in kein außerordentlich grobes Laster zu verfallen. Hier hielt er einen Augenblick inne, und seine Thränen flossen stärker als zuvor. Und was verlanget ihr, daß ich thun solle? fuhr er endlich fort. Wie kann ich einem Troglodyten etwas befehlen? Soll er bloß darum eine tugendhafte That verrichten, weil ich ihm den Befehl dazu gegeben habe? Er, der diese Handlung eben so wohl ohne meinen Befehl, und aus blossem Antrieb der Natur verrichten sollte. O ihr Troglodyten! Meine Tage sind bald zu Ende. Mein Blut fängt schon an in meinen Adern zu gestehen. Bald werde ich eure geheiligte Vorfahren wieder sehen. Warum verlanget ihr von mir, daß ich sie betrüben, und ihnen hinterbringen solle, ihre Nachkommen hätten eine andere Herrschaft, als der Tugend ihre, erwählet?

XV.

Religion.

Die Religion ist das ehrwürdigste, was man sich gedenken kann, wenn sie vernünftig und geläutert ist. Ein Mensch ohne Religion ist seiner Vernunft nicht werth. Er ist noch viel geringer als ein wildes Thier. Ich glaube aber nicht, daß es Menschen giebt, welche gar keine Religion haben.

Diejenige, welche mit den Geheimnissen der Religion spotten, verdienen auf lebenslang in ein Tollhaus gesperret zu werden.

Die Religion machet den Menschen gegen seine Obere gehorsam, gegen seines gleichen billig, und eifrig für das gemeine Beste. Sie gereichet dem Staate zum größten Nutzen, aber sie muß auch vom Staate unterstützet und vertheidiget werden. Man weiß die Unordnungen, welche in solchen Ländern entstanden sind, wo sich die Unterthanen einbildeten, das Recht zu haben, neue Sekten nach ihrem Wohlgefallen errichten zu können.

Wenn man einem jeden die Freyheit verstattete, eine Religion nach seinem Gutdünken einzuführen, so würde die Welt mit Narren, und

wenn man alle Menschen, ohne Unterschied nöthigen wollte, einerley Religion zu bekennen, so würde sie mit Heuchlern angefüllet werden, welches ist schlimmer?

Obgleich die Religion an und für sich so ehrwürdig ist, so hat sie doch Betrügern und Bösewichten ihren Namen dazu herleihen müssen, daß sie ihre Bosheiten beschönigen konnten. Wie viele ehrliche Leute sind nicht unter dem Vorwande der Religion ihrer Güter beraubet, wie viele unschuldige Mädchen sind nicht verführet, wie viel Tugendhafte um das Leben gebracht, ja, wie viele Fürsten sind nicht unter diesem Vorwande von der Regierung abgesetzet, und gar ermordet worden?

Tantum Relligio potuit suadere malorum; sagt Lucrez. Allein nicht die Religion ist Ursache von diesen ärgerlichen Thaten; nur die verkehrte Anwendung derselben ist es, und daß man keine vernünftige Einsicht in dasjenige hat, was die Religion fordert.

So muß sich aber doch der verehrungswürdige Name der Religion, durch welche die Menschen liebenswürdig, und ihre Sitten verbessert werden sollten, zur Ausübung der schändlichsten Laster, und zum gänzlichen Verderben der Sitten mißbrauchen lassen.

Es ist betrübt, aber es ist eine Wahrheit, daß die ganze Welt über der Religion im Streite

liegt.

liegt. Man ermordet sich untereinander aus Liebe; man verfolget, man zerreisset sich aus Eifer vor den wahren Glauben; und jede Sekte hält den ihrigen für den wahren. Ist es Wunder, wenn ein vernünftiger Mann zuweilen zweifelt? Die Gesichtsbildungen der Menschen sind nicht so sehr voneinander unterschieden, als die Physiognomien der Sekten.

Wenn wir eine der Vernunft gemäße Religion beybehalten wollen, so müssen wir uns, weder durch die verstellte Frömmigkeit der Heuchler, noch durch die ausschweifende Ruchlosigkeit der Freygeister verführen lassen.

Ein sehr übel angebrachter Religionseifer verleitete den Pabst Gregorius den dreyzehenden, das zur ewigen Schande gereichende Blutbad zu Paris in dem Saale, wo er Audienz gab, abmahlen zu lassen. Nicht damit vergnügt, ließ er gar eine Gedächtnißmünze zum Andenken dieser abscheulichen That prägen. Konnte solches das Oberhaupt der Kirche thun, und öffentlich eine That billigen, welche von allen vernünftigen Menschen verabscheuet wurde, und in der That allen Grundsätzen der Menschlichkeit zuwider lief; deren Gedächtniß man sich auf alle mögliche Art bey den Nachkommen zu vertilgen hätte bemühen sollen: so kann man leicht den Schluß machen, wessen man sich zu den Anhängern eines solchen Oberhauptes in Ansehung der Religionsfreyheit zu versehen habe.

Alle Grausamkeiten, welche unter dem Namen des Religionseifers ausgeübet werden, helfen zu nichts, als bey den Gegnern einen um so größern Haß zu erwecken. Die ganze Erde zeuget von der Wahrheit dieses Satzes. Sanftmuth und Gelindigkeit, nicht aber Gewalt und Grausamkeit, sind die wahre Kennzeichen einer vernünftigen Religion.

Je mehr eine gewisse Religion äußerliche Ceremonien und Gebräuche eingeführet hat, um so mehr ist auch an ihrer Reinigkeit und Unschuld zu zweifeln. Alle diese Ceremonien, die Absicht mag bey ihrer Einführung so unschuldig gewesen seyn, als sie will, geben nur zum Aberglauben Anlaß.

So hatte die Ceremonie der römischcatholischen Kirche am Aschermittwoch anfangs eine gute Absicht, nämlich die Menschen ihrer Sterblichkeit zu erinnern. Doch nunmehr siehet solche das gemeine Volk als ein völliges Reinigungsmittel von allen Sünden an. Derjenige, welcher sich sechs Wochen lang in allen Unreinigkeiten herumgewälzet hat, lässet sich an diesem Tage ein Kreuz von Asche an seine Stirne machen, und glaubet veste, er werde dardurch von allen Sünden gereiniget.

Kein Vanini oder Spinoza, kein La Mettrie oder Voltaire hat jemals der Religion mehr Schaden verursachet, als der Hochmuth und die Heuche-

Heucheley einiger von denenjenigen, welche sich vor Lehrer und Diener derselben ausgeben. Diese haben von alten Zeiten her das Geheimniß gefunden, dem Volke die Meinung beyzubringen, daß ihre Personen, wegen der genauen Verbindung mit der Religion, eben so heilig und unverletzlich wären, als diese selbst. Einige Leute denken nicht auf diese Art, allein sie dörfen ihre Gedanken nicht öffentlich an den Tag legen.

Indessen befinden sich solche Herren bey dieser andern eingepflanzten Meinung recht wohl. Sie haben alle mögliche Bequemlichkeiten des Lebens zu geniessen; man erweiset ihnen alle mögliche Ehrerbietung, und niemand darf sich unterstehen sie zu beleidigen, wenn man nicht ihre Rache nachdrücklich empfinden will. Auch hohe Häupter haben dieses schon mit ihrem Schaden erfahren müssen. Und so ist es nicht nur unter den Christen, oder unter den Muhammedanern, sondern unter allen verschiedenen Sekten, so viele es deren in der Welt giebt.

Bey so vielen verschiedenen Religionen ist es nothwendig, daß sich ein vernünftiger Mann um die Beste bemühet. Es ist gewiß, daß die christliche Religion den Vorzug vor allen andern verdient, daß sie allein die wahre und folglich die vernünftige ist: da aber eben diese von so vielen frechen und unverständigen Leuten heut zu Tage angegriffen wird, so lasset uns noch ein paar sich hieher schickende Anmerkungen anführen.

Alle Unglaubige sind mir entweder in Ansehung ihres Herzens oder ihrer Sitten verdächtig. Aber keine unter allen mehr, als die sogenannte Deisten, welche die zukünftigen Strafen und Belohnungen läugnen, und welche behaupten, GOtt verlange weiter nichts von ihnen, als ein unfruchtbares Bekänntniß von seinem Daseyn.

Einen GOtt anzunehmen, welcher die Welt erschaffen hat, und nicht zu gleicher Zeit einen GOtt zu bekennen, welcher das Laster bestrafet, und die Tugend belohnet, kann nur die Würkung derjenigen Blindheit seyn, welche ihren Sitz im Herzen hat.

Entweder ist GOtt gerecht, oder es ist gar kein GOtt. Entweder ist GOtt ungerecht, oder es muß eine göttliche Vorsehung seyn. Und wenn der unglückliche Tugendhafte nach diesem Leben nichts mehr zu hoffen, und der glückliche Lasterhafte nichts mehr zu fürchten hat, so bleibt die göttliche Vorsehung eine leere Einbildung.

Es ist ein GOtt, ein gerechter GOtt, eine göttliche Vorsehung, ein zukünftiges Leben: Alle diese Wahrheiten sind durch eine Kette von Folgen miteinander verknüpft, und sie nicht alle zugleich annehmen, das hiesse, den Leitfaden richtiger Folgen zerreissen, ja und nein zugleich sagen, und alle vernünftige Schlüsse über einen Haufen werfen.

Traurige, aber gemeine Würkung der Leidenschaften! So lange man das Daseyn GOttes physicalisch oder metaphysisch betrachtet, so bleibt das Herz stille. Allein will man weiter gehen, und untersuchen, in was für einem Verhältnisse diese bis dahin gleichgültige Wahrheit mit der ganzen Sittenlehre stehe; will man untersuchen, ob wir eine andre Richtschnur unserer Handlungen haben, als das blosse sinnliche Vergnügen: O alsdenn erheben sich aus dem verderbten Herzen so dicke Dünste, daß sie dem aufgeklärtesten Verstande den Anblick der Wahrheit entziehen.

Ein Mann, dessen tiefe Einsicht und weitläuftige Begriffe jedermann bewundert; ein Mann, welcher, wenn er Schlüsse macht, das Daseyn GOttes in das helleste Licht zu setzen weiß, dieser große Geist ist alsdenn, wenn es auf die Religion ankömmt, nichts als falscher Witz, und ein elender Plauderer. Ihr, die ihr diesen berühmten Mann das erstemal höret, die ihr über seine gottlose und ausschweifende Reden zugleich zittert und seufzet, ihr könnet keine Vernunft bey ihm finden, und ihr fraget mit Verwunderung, wie es möglich sey, daß man ihn für einen vernünftigen Mann halten könne? Eure Verwunderung ist gerecht, aber wenn ihr das menschliche Herz und die Gewalt der Leidenschaften kennet, so kann man euch mit wenig Worten davon befreyen: dieser vermeinte große Geist nämlich, ist ein hochmüthiger und wollüstiger Mensch.

Es giebt keinen Unglaubigen, von welchem die Religion angegriffen wird, der vest gegründet in seiner Meinung wäre. Die Religion hat allzustarke, allzueindringende Beweise für sich. Wenn die Unglaubige aufrichtig seyn wollten, so würden sie alle bekennen müssen, daß sie nicht von ihrem Vorgeben überzeugt sind, sondern immer noch zweifeln. Die Religion scheinet ihnen weder völlig falsch, noch völlig wahr. Nun ist aber gewiß, daß, wo von beeden Seiten noch keine Ueberzeugung ist, das Herz gemeiniglich die Sache entscheidet. Also ist wahrscheinlich, daß nur das Herz solche Leute zu Unglaubigen mache. Das heisset: sie vereinigen sehr strafbare Regungen mit der gröbsten Unverschämtheit.

Es ist unmöglich, die Leidenschaften mit der Religion zu vereinigen. Jene werden allzudeutlich von dieser verdammt. In Ansehung anderer Dinge kann man sich wohl zuweilen ein Blendwerk fürmachen, aber in Ansehung unserer wesentlichen Pflichten können wir niemals blind seyn. Daher ergreift man den kürzesten Weg sich davon loszumachen; das ist: man behauptet kühnlich, es seye kein GOtt, oder, welches eben so viel ist, GOtt bekümmere sich nicht um unsere Handlungen. Dadurch sind nun alle Zweifel und Schwierigkeiten gehoben, und der Weg ist den Leidenschaften geöfnet. Allein da es eben so schwer ist, würklich zu glauben, es seye kein GOtt; oder so gar, die Religion seye nur Betrügerey;

als sich zu überreden, daß sie unsere Ausschweifungen nicht verdamme: so ist es auch eben so schwer, Ruhe für den Gottlosen zu finden, welcher die Wahrheit der Religion läugnet, als für den falschen Christen, welcher ihre Gebotte übertritt.

Die Religion lehret uns so wohl Wahrheiten, welche in der Betrachtung, als solche, welche in der Ausübung bestehen. Die leztern sind die Ursachen, daß man an den erstern zweifelt. Dasjenige, was in der christlichen Sittenlehre unsern Leidenschaften entgegen ist, machet, daß wir uns dasjenige aufzusuchen bemühen, was in den christlichen Geheimnissen der Vernunft entgegen zu seyn scheinet.

Die Beweise für die Religion zusammen genommen, sind stark genug, geschickte Leute zu bewegen, daß sie ihre Vernunft gefangen nehmen; sie sind deutlich genug, einfältigen Leuten die Mühe zu ersparen, selbst Schlüsse zu machen. Nur das menschliche Herz schwächet und verdunkelt alles. Der Gottlose spricht in seinem Herzen, es ist kein GOtt: aber er spricht es nur in seinem Herzen. Er glaubet es nicht, er wünschet nur, daß es so seyn möchte; und seine Vernunft stellet ihm allezeit die Unmöglichkeit seines Wunsches vor Augen.

Die Vernunft ist in Ansehung des Glaubens dasjenige, was die Sinnen in Ansehung der Vernunft sind. Der glaubige Christ hat nicht

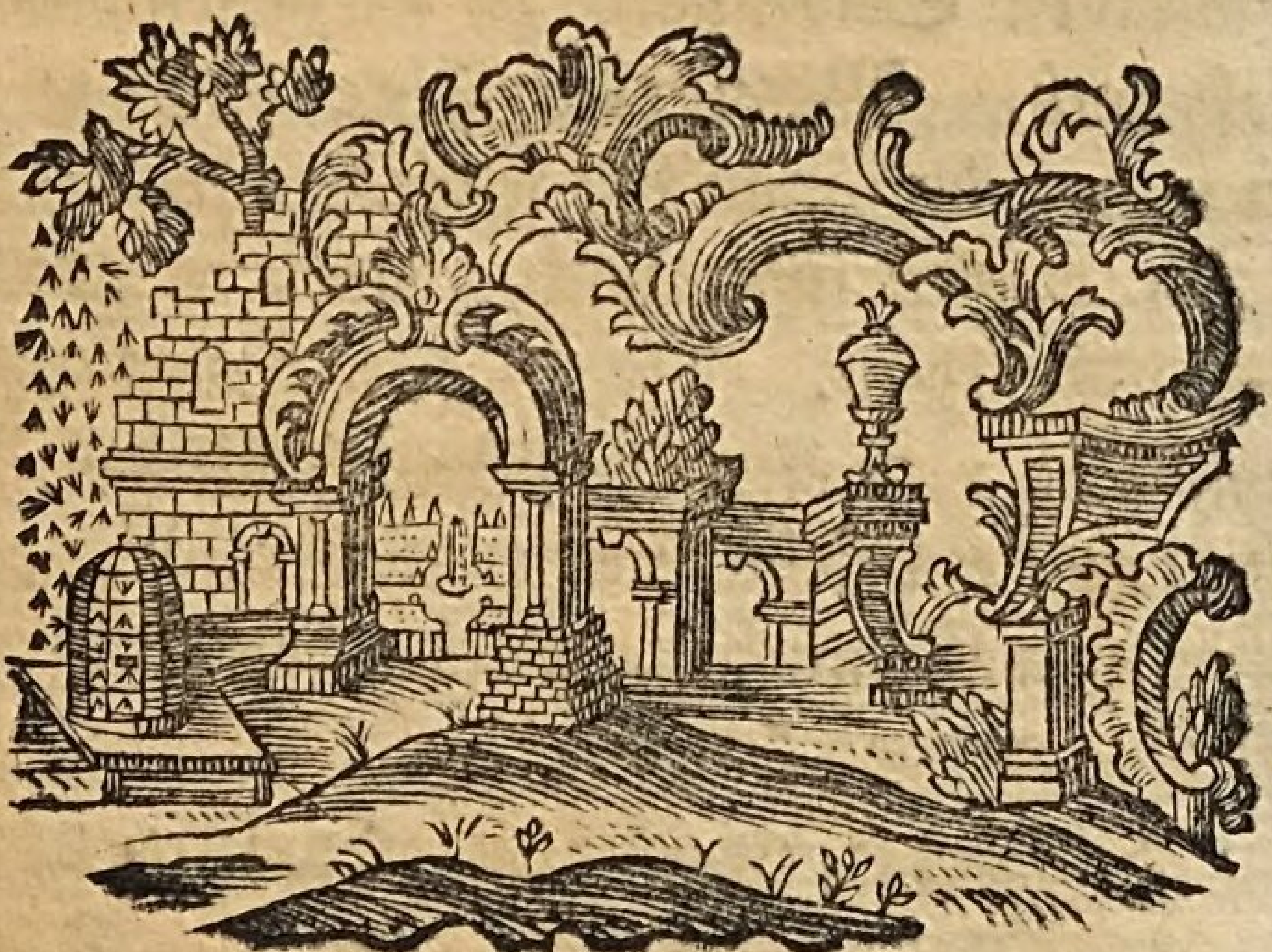
nicht mehr Mühe, seine Vernunft dem Glauben zu unterwerfen, als der erleuchtete Weltweise hat, die Vernunft seinen Begierden vorzuziehen.

Ich will zugeben, daß einige Einwürfe der Unglaubigen in gewissen Absichten nicht zu beantworten seyen, und doch haben sie keine Stärke gegen die Religion. Diese gestehet ein, daß einige Dinge, welche man zu glauben verpflichtet wird, unbegreiflich seyen, allein sie erbiethet sich, solche durch gewisse würkliche Begebenheiten zu beweisen, welche nach aller Schärfe untersuchet werden sollen. Die Vertheidiger der Religion sagen: Was man auch für Einwendungen wider ihre Geheimnisse machen könne, so müsse man solche doch glauben, wenn JEsus und seine Jünger, welche solche geoffenbahret haben, diejenige Wunder gewirket hätten, welche in dem neuen Testamente erzählet werden; nun haben JEsus und seine Apostel diese Wunder wirklich verrichtet: Also — Was will der Unglaubige hierauf antworten? Will er den ersten oder den zweyten Vordersatz angreiffen? Ohne Zweifel nicht. Der erste ist klar, auch durch das bloße natürliche Licht. Der andere ist nach aller nur möglichen historischen Gewißheit bewiesen, und über dieses erfordert die gründliche Erörterung dieser Frage noch solche Kenntnisse, welche den Unglaubigen gemeiniglich fehlen. Was thut also der Unglaubige? Er greifet die Geheimnisse selbst

an,

an, wovon doch anjetzo ganz und gar nicht die Frage ist.

Es giebt Ungläubige, welche witzige Köpfe seyn wollen, und derer ist die gröste Anzahl. Es giebt Gelehrte unter ihnen; vielleicht findet man gar einige, bey welchen man Grundsätze von Ehre und Redlichkeit als natürliche Folgen ihrer Gemüthsbeschaffenheit antrift. Aber das kann ich nicht glauben, daß sich Leute unter ihnen finden, welche einen gründlichen Verstand und große Wissenschaft mit der Reinigkeit des Herzens und der Sitten verbinden.



XVI. Selbst-

XVI.

Selbstmord.

Wenn ohngefähr diese Blätter einem Engelländer in die Hände fallen sollten, so ersuche ich ihn dieses Stück zu überschlagen. Es würde nicht nach seinem Geschmacke seyn: denn ich halte den Selbstmord für unerlaubt.

Sich den Widerwärtigkeiten durch einen freywilligen Selbstmord zu entziehen, ist keine Großmuth. Wenn eine Ehre darinne zu suchen wäre, daß man sich selbst des Lebens beraubet, so müßte man solches auch in glücklichen Umständen thun. Davon aber haben wir keine Beyspiele; und der Selbstmord bleibet folglich allezeit nur ein Zeichen eines niederträchtigen und zaghaftigen Gemüthes, welches keine Widerwärtigkeiten ertragen kann.

Der höchste Grad dieser Thorheit ist, wenn man sich selbst des Lebens wegen einer Sache beraubet, von der man noch nicht einmal weiß, ob sie sich ereignen werde, oder nicht. Dahin gehört das lächerliche Beyspiel desjenigen Engelländers, welcher sich vor einigen Jahren in Londen aufhieng, und einen Zettel auf dem Tische zurückließ, in welchem er als den Beweggrund

seiner

seiner That angab, daß er befürchtet habe, krank zu werden.

Solche Leute besitzen nicht einmal eine falsche Ehrbegierde, ich will nicht sagen eine wahre. Der stoische Philosophe Possidonius besaß zum wenigsten die erste. Denn da er, während seiner Unterredung mit dem großen Pompejus, entsetzliche Schmerzen vom Podagra ausstehen mußte, so daß er bey nahe genöthiget wurde seine Rede zu unterbrechen, fieng er endlich an: du magst mich auch quälen, wie du willst, so werde ich doch nicht gestehen, daß ich Schmerzen empfinde. Dieser hätte sich gewiß nicht selbst um das Leben gebracht.

Was für ein größeres Uebel kann dem Menschen begegnen als der Tod? (Ich spreche nicht als ein Christ, denn die Selbstmörder sind keine Christen) Er hört dadurch auf zu seyn. Soll er nicht alle Sorgfalt anwenden, so viel an ihm ist, daß er nicht in diesen Zustand gerathe? Unser Schicksal mag so wiedrig seyn, als es will, so ist doch, so lange wir leben, allezeit noch Hofnung übrig, daß es sich verändern werde. Aber wenn wir uns selbst dem Tod in die Arme werfen, so vertilgen wir auch selbst alles dasjenige, wovon wir noch einigen Trost hoffen konnten.

Ich will denen Liebhabern des Selbstmords zu Gefallen, noch einige Gründe hersetzen, warum ich denselben für unerlaubt halte; obgleich ganz

kurz. Denn dergleichen Leute haben gemeiniglich die Gedult nicht, etwas mit Ueberlegung zu lesen.

Es ist nicht erlaubt, sich selbst des Lebens zu berauben: denn man masset sich durch eine solche That erstlich der Rechte an, welche der göttlichen Majestät alleine zukommen, als welche nur allein über Tod und Leben zu sprechen hat. Dieses kann man vernünftiger Weise nicht läugnen.

Man empört sich zweytens wider die göttliche Vorsehung, indem man mit dem Zustande nicht zufrieden ist, in welchen uns dieselbe gesetzet hat.

Man begehet drittens die gröste Thorheit, indem man sich, um einem öfters nur eingebildeten Unglück zu entgehen, in ein ganz gewisses und vielleicht ewiges Verderben stürzet.

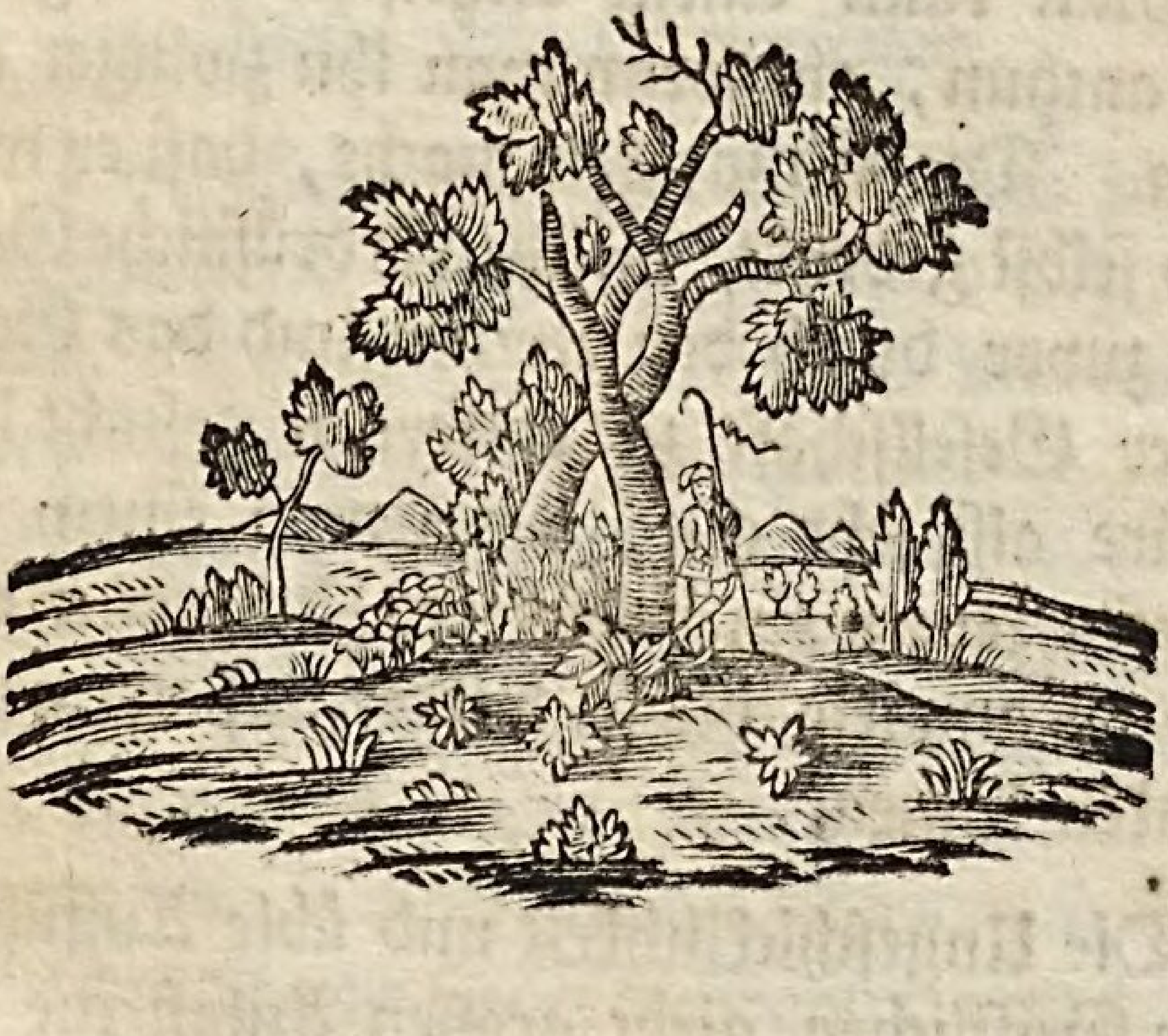
Endlich so begehet man viertens die grausamste Mordthat, denn es ist ganz gewiß weit ärger, sich selbst als einen andern umzubringen, und sollte dieser auch unser bester Freund und Wohlthäter seyn, obgleich auch eine solche That abscheulich genug ist.

Scheinen diese Gründe denen Vertheidigern des Selbstmords nicht hinlänglich: So mögen sie sich meinetwegen immerhin erhängen,

er-

erschiessen und ersäufen. Ich habe ihnen nichts weiter zu sagen.

Noch eine einige Anmerkung: Ein Mensch, welcher in einem Zweykampfe bleibet, kann nicht anders, als wie ein vorsetzlicher Selbstmörder angesehen werden. Wollten doch dieses alle diejenige bedenken, welche sich auf unnöthige und thörichte Schlägereyen legen!



XVII.

Atheisten.

Ein Atheiste ist der gröste Thor. Daher gehet es mir schwer ein, zu glauben, daß es würklich Atheisten giebt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch auf eine solche Narrheit verfallen kann, ohne würklich seiner Sinnen beraubt zu seyn.

Man kann einem Atheisten keine größere Plage anthun, als wenn man ihn zwinget allein zu seyn. Die Einsamkeit macht, daß er wieder an sich selbst gedenkt, welche verdrüßliche Gedanken er zuvor durch den Lermen und das Getümmel der Gesellschaft zu entfernen gesucht hatte. Es wäre also sehr gut, wenn man einem jeden von diesen Leuten ein besonderes Zimmer in einem Tollhause anwiese, bis sie wieder auf vernünftige Gedanken kämen.

Die Ungeschicklichkeit und üble Aufführung einiger Geistlichen giebt großen Anlaß zur Ausbreitung der Atheisterey und Freygeisterey. Man sollte billig größere Aufmerksamkeit anwenden, um niemand als einen Diener der Religion anzunehmen, welcher nicht in allen Absichten die gröste Ehrerbietung verdiente. Man weiß nur

allzuwohl, wie es gehet, und daß mancher Pfarrer dem Staate als Soldat oder als Landmann nützliche Dienste würde geleistet haben, welcher jetzo zu nichts dienet, als Aergerniß zu verursachen.

Wir leben in Zeiten, da man sich mehr als jemals mit Untersuchung der Natur beschäftiget, und man bemühet sich die verborgensten Würkungen derselben durch die spitzfündigsten Schlüsse zu erklären. Dieses giebt ebenfalls auch Gelegenheit, daß die Atheisterey je mehr und mehr überhand nimmt [13]). Man vergißt des wahren GOttes, und schreibet alles den Kräften der Natur zu, und man weiß nicht einmal, was man unter diesen Worten verstehet.

Das allerärgste aber ist, daß so viele gottlose Schriften ungestraft gedruckt und verkauft werden. Es sind mir Beyspiele von Leuten bekannt, welche durch Lesung eines L'homme Plaute, oder L'homme Machine, in eine solche Verwirrung geriethen, daß man die gröste Mühe anwenden mußte, sie wieder zurechte zu bringen. Wenn man eine Privatperson in Schriften angreift, so wird solches öfters nach Beschaffenheit der Sache scharf bestrafet; und Lästerungen wider den Allmächtigen werden als gleichgültige Dinge angesehen.

13) S. Rheinbecks Betrachtungen über die A. C. XIX. Betr. p. 424.

Atheisten sind gefährliche Leute in der bürgerlichen Gesellschaft. Man sollte alle diejenige, welche sich dafür ausgeben, auszurotten suchen, wie man Schlangen und andere giftige Thiere zu vertilgen trachtet. Diese Thiere vergiften nur den Leib des Menschen, die Atheisten aber suchen ihren Gift auch über die Seele desselben auszuschütten.

Man hat kein Mittel einen Atheisten zu verbinden, daß er die Wahrheit saget. Das einige Mittel dieselbe in zweifelhaften Fällen herauszubringen, nämlich der Eidschwur, ist bey ihm ohne Kraft. Er glaubet keinen GOtt, wie kann er denn den Eidschwur als etwas verbindliches ansehen?

Ein Atheiste kann keine Ehrerbietung gegen seine Eltern haben. Er glaubet keinen GOtt, welcher solche gebotten hat, und es ist offenbahr, daß Eltern oft am wenigsten daran gedenken, Kinder zu zeugen; also fället bey einem Atheisten alle Verbindlichkeit gegen ihnen weg. Die Dankbarkeit vor die erhaltene Auferziehung kan bey einem solchen Menschen keinen Eindruck machen.

Ein Atheiste kann auch keine Ehrfurcht vor seine Obrigkeit haben. Betrug und List und Gewalt sind es, wodurch dieselbe, seiner Meinung nach, die Herrschaft an sich gebracht hat; und nichts stehet, bey sich ereignender Gelegenheit, dem Atheisten im Wege, sich durch alle mögliche Mittel derselbigen selbst zu bemeistern.

Man

Man betrachte diese drey Gegenstände aufmerksam, und sage mir alsdenn, ob es vernünftig ist, einen Atheisten in einem Staate zu dulden.

Ich weiß es, daß der berühmte Bayle behauptet hat, es könnte eine Republik aus lauter Atheisten sehr wohl bestehen, denn sie könnten alle ehrliche Leute seyn. Ich würde ihm hierinn gerne Beyfall geben, wenn mir nicht das allgemeine Verderben des menschlichen Herzens bekannt wäre. Ein jeder Mensch weiß dieses aus der Erfahrung, und solche Erfahrungen lassen sich nicht widerstreiten. Sollte es möglich seyn, einen Staat aus lauter Atheisten zu errichten, so würde solcher zwar eine ganz kleine Zeit, aber nur so lange bestehen, als sich einer für dem andern fürchten müßte. Und wie leicht ist es nicht geschehen, daß sich zwey miteinander vereinigen, und den dritten todtschlagen?

Die Atheisten sind wilde reissende Thiere, nur mit der äussersten Lebensgefahr kann man unter ihnen wohnen. Sie werden weder unseres Lebens, noch unserer Ehegatten, noch unserer Güter verschonen, so bald sich die Gelegenheit dazu ereignet; denn bey ihnen finden keine Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens statt. Nur durch die Furcht der Strafe werden sie bisweilen zurücke gehalten, dasjenige zu thun, was ihnen gelüstet.

XVIII.

Voltaire.

Der Freygeist Voltaire ist der gefährlichste von allen Freygeistern, denn er bedecket sich mit dem Mantel der Frömmigkeit. Er trägt beständig eine Masque, aber so gut als er sich zu verstellen suchet, so kennet man ihn doch. Man kann allezeit von ihm sagen, was der Herr von Hagedorn sagt:

Dich kenn ich Masque: nur vorbey.

Er möchte gern den Namen eines großen Geistes verdienen, und er ist der kleinste von allen, welche ich je gesehen, oder von denen ich gehört habe.

Alle Vorzüge des Verstandes, der lebhafteste Witz, die Gabe vollkommen schön zu schreiben, und was dergleichen mehr ist, machen noch keinen großen Geist aus. Ein gutes Herz, edle Gesinnungen, Aufrichtigkeit, Menschenliebe, eine beständige Bemühung Gutes zu thun: Diese sind die Züge, welche einen großen Geist caracterisiren, und nach welchen man urtheilen muß, ob ein Mensch diesen erhabenen Beynamen verdiene, oder nicht. Wer wird aber im Stande seyn, nur eine einige von diesen glänzenden Eigen-

schaften

schaften bey dem Herrn von Voltaire aufzufinden?

Je länger ein Mensch schon gelebt, je mehr er Gelegenheit gehabt, aber nicht dazu angewendet hat, vieles zur Verherrlichung GOttes, zu seiner eigenen Besserung, und zur Wohlfarth der Gesellschaft beyzutragen, ein desto kleinerer Geist ist er, so groß er auch sonst an Geburt, Rang, Gütern, Macht, oder Verstande seyn mag. Diejenige sind also die kleinste Geister, welche viele Jahre gelebt, viele vorzügliche Gelegenheit Gutes zu thun gehabt, und doch bey dem allem am wenigsten ihre und anderer Menschen Vollkommenheit befördert haben.

Daß der Herr von Voltaire kein gutes Herz besitze, davon zeugen seine Bemühungen, sowohl durch den Umgang, als durch seine höchst ärgerliche Schriften, andre unschuldige Herzen zu den gröbsten Lastern zu verführen. Man findet in einigen Zeitungen noch ganz neuer Dingen einen Artikel von einem gewissen Herrn, de la Harpe, gegen welchen er sich ungemein großmüthig erzeiget haben solle. Dies ist nicht der erste, welcher von ihm zum Unglauben abgerichtet worden. Ich habe es mit Erstaunen von zweyen Männern, welche sich ehedem bey ihm aufgehalten, gehöret, wie es auf dieser hohen Schule des Satans zugehet, und sie mit vielem Wehklagen die Zeit bereuen hören, welche sie daselbst zugebracht

 hatten.

hatten. Und es sind keine kleine Geister, sondern sehr vernünftige Leute, welche noch in ansehnlichen Ehrenstellen in aller Hochachtung leben. Doch man lese nur den Candide und das Mädchen von Orleans, so wird man gleich finden, daß es wahr seye: Aus ihren Früchten sollet ihr sie erkennen.

Daß der Herr von Voltaire gar keine edle Gesinnungen hege, beweiset seine Aufführung gegen alle seine Wohlthäter, und insonderheit gegen den grösten König; sein ärgerlicher Spott mit allem, was heilig heisset, welchen er ja nur auch um des bloßen Wohlstandes willen hätte unterlassen sollen; seine gespielte Betrügereyen, wovon insonderheit die erste rechtmäßige Verleger des Antimachiavels zeugen können; seine Lästerungen wider Leute, welche zehenmal besser sind als er; und daß ich nicht weiter gehe, sein unedles Bezeugen gegen den unglücklichen Rousseau, dessen Sätze und Eigensinn ich übrigens nicht zu vertheidigen gedenke.

Wer wollte Aufrichtigkeit bey einem Menschen suchen, welcher von Jugend auf nur damit beschäftiget gewesen, andere zu hintergehen, damit er sich Schätze sammelte? Und der sich nunmehr, nachdem es ihm damit gelungen ist, in einem Lustorte aufhält, wo es ärgerlicher zugehet, als in dem berühmten Bordel des Tiberius auf der Insel Capreä.

Seine

Seine Heucheley erstrecket sich so weit, daß er sich nur noch erst neulich der bekannten Sache mit dem unglücklichen Calas bedienet, um seine Laster zu verstecken, und sich den Namen eines Tugendhaften zu erwerben. Ein duzend Zeitungsschreiber, welche in seinem Solde stehen, ermangelten nicht, seine That himmelhoch zu erheben. Allein, ist es denn etwas neues, wenn das Laster sich unter der Gestalt der Tugend zu verbergen sucht? Hochmuth und Eigennutzen waren seine Triebfedern, nicht aber Menschenliebe und Großmuth. Doch mußte hier die böse Wurzel eine gute Frucht herfürbringen.

Auf gleiche Art veranstaltete der Herr von Voltaire, zum Besten seiner Nichte, wie es hieß, welche sich verehlichen wollte, eine neue Auflage der Werke des berühmten Corneille. Er ließ sie auf Vorschuß drucken, und das davon eingehende Geld sollte seiner lieben Abisag zur Ausstattung dienen. Dadurch brachte er viele vornehme Leute, welche Mitleiden mit ihr trugen, dahin, daß sie ihm seine Exemplarien abnahmen, und ihn wieder um so viele Louis d'or reicher machten.

Seit den verdrüßlichen Begebenheiten, welche er zu Paris, in London, und in Berlin erfahren müssen, wo ihn gewisse Personen nachdrücklich empfinden liessen, daß sie nicht gewohnt waren, sich ungestraft verspotten zu lassen, hat er ziemlicher

cher massen aufgehört, die Menschen zu lästern, und nun lästert er GOtt.

Wo hat man jemals von einem großen Geiste gehöret, der sich doch, wie Voltaire, in halb Europa nicht durfte sehen lassen?

Man kann dem Herrn von Voltaire das Lob nicht absprechen, daß er einer der grösten jeztlebenden Dichter seye. Aber auch in allen seinen Gedichten zeiget sich der Religionsspötter deutlich. Alle sollten so beantwortet werden, wie der pontische Traum, welchen er zu Berlin einer grossen Prinzessinn zustellte. Es ist gut, daß das Gift in seinen Trauerspielen noch so ziemlich versteckt ist.

Seine so genannte philosophische und historische Schriften sind alle in einer schönen und anmuthigen Schreibart abgefasset, aber keine Wahrheit muß man nicht darinn suchen: Es sind schöne Erdichtungen aus einer möglichen Welt.

Die Nachbegierde ist allezeit ein Zeichen eines kleinen Geistes; wieder ein Merkmahl, daß unser Held kein großer Geist ist. Die Undankbarkeit ist noch ein überzeugenderer Beweis davon. Nur in den niederträchtigsten Herzen kann solche herrschen. Ein Mensch ist verabscheuungswürdig, welcher seinen grösten Wohlthäter mit Undank belohnet.

Der

Der Herr von Voltaire will nicht nur ein großer und schöner, er will auch ein allgemeiner Geist seyn. Es ist keine Wissenschaft, in welcher er sich nicht hervor zu thun gesucht hat. Seine Versuche sind aber meistentheils mißlungen, und in fünfzig Jahren werden seine Schriften vergessen seyn, da hingegen die Schriften eines Montesquieu, welche auf das wahre Wohl der menschlichen Gesellschaft abzielen, Jahrhunderte durch ihren Werth behalten werden.

Wenn jemand sich die Mühe nehmen, und die Lebensgeschichte dieses berühmten Schriftstellers und irrenden Ritters unpartheyisch abfassen wollte, so würde man finden, daß solche aus einer Kette von Wollust, Geiz, Hochmuth, und der ausgesuchtesten Heucheley, welche sich in den Mantel der Tugend verhüllet hat, bestehe.

Aus wahrer Menschenliebe wünsche ich, daß dieser schöne Geist, welcher übrigens viele vortreffliche Gaben besitzet, bey seinem nunmehrigen hohen Alter, und vor der Pforte der Ewigkeit, einmal noch seine Augen eröfnen möge, damit er nicht auf einmal plötzlich überfallen, und an denjenigen Ort versetzet werde, welcher ihm schon vor etlichen Jahren, in dem so betitelten Briefe des Teufels an den Herren von Voltaire, zur angenehmen Wohnung angewiesen worden ist. Es ist aber sehr schwer, daß ein so alter Lasterhafter sich bekehre und lebe.

Doch, er sterbe, wie und wenn er wolle, so wird es allezeit so von ihm heissen, wie ein neuer Dichter sagt:

—— Bey Voltairs erhabnen Gaben,
Wird auch zugleich Voltairens Gift vergraben:
Der, wenn Zaire spricht, zum Mitleid uns erweckt,
Doch bey Uranien GOtt und die Tugend schreckt.

Dieser Schriftsteller kannte allem Ansehen nach die neueste und ärgerlichste Schriften des Herrn von Voltaire noch nicht alle.

Wenn einige meiner Leser bey diesem Artikel nach dem lateinischen Sprichworte denken: extremum occupat scabies; so kann ich nicht dafür. Ich konnte aber diesem berühmten Manne ohnmöglich eine andere als diese Stelle anweisen. Meinetwegen mag er an einem andern Orte, bey dem Mönche Grißbourdon den ersten Platz bekleiden.

XIX.

Der allgemeine Lebenslauf der Menschen aus der Wochenschrift:

Der Mensch.

Er wird, sich unbewußt; kommt, eh er denken kann,
Und starrt darauf die Welt mit dummen Blicken an;
Schreyt, ißt und trinkt und schläft in Windeln eingeschnüret,
Und lernt auch nicht das Gehn, eh man ihn angeführet;
Spielt, stammelt, fällt und fühlt des Vaters harten Schlag;
Äfft alles nach, verbringt mit Possen jeden Tag;
Lernt denken, um durch Pracht der Kleider sich zu puzen,
Und jagt den Moden nach, neumodisch herzustuzen;
Sauft, oder lernt mit Schweiß vergebliches Latein;
Sucht Brod, und dringt ins Amt, das ihm zu hoch ist, ein.
Zu seinem Trost sieht er, bey seiner schlechten Gabe,
Daß man nicht viel Verstand, viel Frechheit nöthig habe;

Sucht

Sucht Titel, und denkt nur von sich, er sey etwas,
Weiß selbst nicht, was er will, und irrt in Lieb und Haß;
Vertreibt die kurze Zeit mit lauter Kleinigkeiten,
Und nimmt sich eine Frau, aus großer Lust zu streiten;
Zeugt Kinder, und zieht sie mit Sorgen in die Höh,
Damit der Narrenstamm mit ihm nicht untergeh.
Erspart sich selbst das Brod, und spart für fremde Erben;
Und nöthigt ihn der Arzt nicht, nach der Kunst zu sterben:
So wird er alt, giebt Rath, den jedermann verlacht,
Schilt alles, murrt und stirbt, eh er an sich gedacht.
Dann läßt sein Leichenstein die große Nachricht lesen:
Er, so und so genannt, sey einmal hier gewesen.

Zum Glücke ist dieses zwar der Lebenslauf sehr vieler, aber doch nicht eines jeden Menschen. Sonst würde der Mensch überhaupt ein recht bemitleidenswürdiges Geschöpfe seyn.

—— —— —— *Si quid novisti rectius istis,*
Candidus imperti: Si non, his utere mecum.
Horat.

U L M,
gedruckt bey Christian Ulrich Wagner,
Canzleybuchdruckern,
der Kayserl. Franziscischen Akademie der freyen Künste und Wissenschaften in Augspurg, und der Herzogl. deutschen Gesellschaft in Helmstädt Mitglied.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Korn, Christoph Heinrich

Materialien

Frankfurt [u.a.] 1768

Bamberg, Staatsbibliothek -- .56 H 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11411118-6
VD18 12468916-001